

Bielitz — Sonntag, 15. Januar — Jahrgang 1928

Der Neujahrsempfang beim Staatspräsidenten.

Entsprechend der bisherigen Tradition empfing der Herr Präsident am 1. Jänner 1928 die Neujahrsgratulationen auf dem königlichen Schlosse. Unserere Photographie stellt das Innere des Rittersaales des Schlosses dar, in dem sich das diplomatische Korps zum Neujahrsempfang beim Staatspräsidenten versammelt hat. Es stehen von links nach rechts die bevollmächtigten Gesandten: 1) Bulgariens, Vladimir Robeff, 2) der Tschechoslovakei, Girsa, 3) Spaniens, Silvio Fernadez Vallini, 4) der Türkei, Yahia Kemal Bey, 5) der Vereinigten Staaten von Nordamerika John Stetsohn, 6) Portugals, Vasco Quevedo, 7) der Schweiz, Hans Seggesser-Brunegg, 8) Italiens, Johann Cäsar Maioni, ×× Marschall Piłsudski, × der Präsident der Republik, Mościcki, 9) der Botschafter Frankreichs Jules Laroche, 10) der Aussenminister Graf Zaleski.

Preis Zl. 1.—

Und in dem Menschen „Doktor Urthaler", der uns in derselben reizvollen Umwelt des Meraner Landes geschildert wird, steckt derselbe sittliche Gehalt wie in dem Priester Jacob Brunner. Er ist aber Reformator in demselben Maße wie Brunner christlicher Dulder ist.

Doktor Brunner hat als Arzt und Kulturmensch die Schäden und Rückständigkeiten seiner Bergheimat erkannt, die namentlich in der Inzucht und in dem Mangel an sanitärer Kinderaufzucht ihren Grund haben: Weil er selbst trotz der glänzendsten Ehemöglichkeit in geistiger und ästhetischer Auslese, ein Mädchen seines Volkes heimführte und damit die Folgen der Inzucht in der eigenen Familie zu tragen hat, wird er vereint mit seiner Gattin nicht müde in den Bestrebungen, seine Talbewohner zu Höhenmenschen heranzubilden und sie gesünderen Kulturverhältnissen teilhaftig zu machen.

Ihr letztes Werk „Ahnenschuld", das Frau von Pelzel selbst als einen neubetretenen Weg in ihrem Schaffen bezeichnet, kann aber doch gewissermaßen als eine Fortsetzung von „Doktor Urthaler" betrachtet werden, weil es den Kampf gegen die Degeneration behandelt, diesmal nicht in den Schichten des Bergvolkes, sondern in Tiroler Adelskreisen. Die Frau, die hier die stärkere ist, entsagt eigenem späten Glück, um dem außerehelichen Sohn des eigenen Gatten die Sühnenwege der Ahnenschuld zu weisen. Sie führen zu den Ärmsten der Armen, den durch Ahnenschuld erblich Belasteten. Das Erbe des letzten Sprossen eines alten reichen Adelsgeschlechtes ist zum Asyl solcher armen Descendenten geworden, und der junge Sohn des Gatten auf Antrieb der Pflegemutter der vielgeliebte Arzt und sorgsame Hüter der Anstalt. Der Roman ist das hohe Lied des Erbarmens und der Menschenliebe. Die Heldin des Buches hat viele Züge und Schicksale von der Verfasserin selbst. Auch sie ist diese via dolorosa gegangen, da sie das eigene Kind durch den Tod und den Gatten, „den Freund ihrer Tage" durch das Leben verlor.

Die Mütter.

Skizze von Herta Pohl.

Eine frische, leicht gefrorene Schneeschicht bedeckt den Schönfelder Ring. Es ist Markttag. Ländliche Fuhren rumpeln aus den Nebenstraßen heran und suchen einen Weg durch das Marktgetriebe.

Auf der „Butterseite" drängen sich die Käuferinnen. Auch bei den Gemüsehändlerinnen geht es lebhaft zu. Auf frischer Strohunterlage sind kleine Mohrrübenberge, schneeweißer Blumenkohl und gefrorene Grünkohlrosetten aufgeschichtet. — Apfelsinen und Zitronen leuchten aus geöffneten Körben und verbreiten ihren aromatischen Duft.

In der Mitte des Ringes erhebt sich auf plumpem, steinernem Untergrund ein verwittertes Standbild des heiligen Johannes. Die emsigen Schneeflöckchen haben über Nacht sein graues Gewand mit Hermelinstreifen verbrämt. Gütig blickt der Heilige auf das bunte Getriebe zu seinen Füßen. — Zwischen geöffneten Säcken und Körben hüpfen aufgeregt zwitschernd die Spatzen umher. Sie finden den Tisch reichlich gedeckt. Trotzdem beginnen sie zu zanken, wenn ein paar frische Körner in den Schnee rieseln. Das beste Geschäft macht wieder einmal Frau Lutz. Lang und dürr steht sie hinter ihrem Gemüsestand. Zwei derbe Landmädchen helfen verkaufen. Mit erstaunlicher Geschwindigkeit bedient die Händlerin ihre Kunden. Nebenbei findet sie noch Zeit, ihre Ware mit schneller Zunge anzupreisen. In ihrem geschäftigen Eifer achtet die Frau nicht darauf, daß ihr das blaue Kopftuch in den Nacken gleitet, und daß das winzige Zopfnest bedenklich zu wackeln beginnt.

Hinter einem Stapel umgestürzter Körbe hockt unscheinbar wie ein graues Zwerglein ein Mädchen von etwa neun Jahren. Ihre unkindlich scharfen Augen wandern am Gemüsestand der Mutter auf und ab. Sie paßt auf die Marktlangfinger auf.

Unweit dieses Standes hat die braunhaarige Frau Borek ihr bescheidenes Krämchen auf Säcken und Stroh ausgebreitet. Selten bleibt jemand bei ihr stehen, um Suppengrün und Zwiebeln oder ein Köpfchen Kraut zu erhandeln. So hat Frau Borek viel Zeit, auf den von Käuferinnen umringten Stand ihrer Nachbarin zu blicken. In ihren Augen kommt langsam ein scheeler Ausdruck. Fröstelnd steckt sie die linke Hand zwischen den Verschluß ihrer altmodischen Filzjacke, während ihre Rechte mechanisch die magere Geldtasche befühlt. Ja, die Frau Lutz versteht das Geschäft! Es kommt ihr garnicht darauf an, den Dienstmädchen als Zugabe eine Apfelsine in der Marktkorb zu legen. Sie hat es ja dazu! Und wie lockend die Ware ausgebreitet ist! Die Winteräpfel leuchten wie polierte Kugeln. Kein Wunder, daß die Käuferinnen ihren armseligen Stand übersehen. — „Glück muß der Mensch haben!" Frau Borek denkt es mit einem Seufzer. Glück und Unternehmungslust. Die fehlen ihr nur zu sehr. Sie ist zu still und gedrückt und versteht es nicht, die Kunden mit süßen Worten anzuloden. Und dann ist sie Witwe und hat drei kleine Kinder zu Hause. Es geht immer knapp zu, und sie kann gar nicht daran denken, etwas Geld zurückzulegen, um größere Posten Ware einzukaufen.



Charlotte Buff, Goethes Geliebte.
Zu ihrem 100. Todestag (gestorben 16. Januar 1828).

Da beugt sie sich vor, richtig, die Frau Rätin Roller, sonst ihre treue Kundin, hat sich von der Lutz einen Blumenkohlkopf aufschwätzen lassen! — Frau Borek preßt die Lippen zusammen. Der neidische Zug in ihrem Gesicht verschärft sich. — „O, diese Lutz!" Die steckt das Geld haufenweise ein! Da kann sie sich freilich putzen und Sonntag im Plüschmantel zur Kirche gehen! Sie hält sich auch ein Dienstmädchen, und in der Küche soll es so gut duften, daß man schon vom Riechen satt wird. —

Die Grübelnde streicht sich hastig über die gerunzelte Stirn. Sie atmet auf, als zwei Kinder, ein Bub und ein Mädel, herangesprungen kommen. „Mutter, Mutter!" Sie schmeicheln der Mutter, die mit rauher Hand über ihre flachsblonden Köpfchen streicht, eine Apfelsine ab. Dann helfen sie eifrig einräumen.

Der Kleinste, ein dreijähriges Bürschchen, ist nun auch herangetrippelt und beißt seelenvergnügt in eine Mohrrübe.

Der Mutter vergrämtes Gesicht erhellt ein Lächeln. Da — sie stutzt: drüben am Stande der Nachbarin, hat jemand grell aufgeschrien. Sie blickt sich hastig um, und nun sieht sie einen sich verdichtenden Menschenknäuel, der ein Auto umringt.

„Jesses, da muß was passiert sein!" Unwillkürlich zieht die Mutter ihre Kinder an sich. Jetzt löst sich der Fleischer Wojtek aus der Menge. Langsam stapft er näher.

„Sie, Herr Wojtek, was ist denn los?" ruft Frau Borek ihn an. Der dicke Mann bleibt stehen und blickt tiefsinnig in den Schnee. Dann lüftet er die Pelzmütze über der Glatze.

„Ja, ja," erklärt er endlich bedächtig, „se is überfahren! 's is nischt mehr zu machen!".

„Wer — was?"

„Nu, die kleine Annemarie von der Frau Lutz!"

Die Zuhörende überläuft es. „Hat denn die een Mädel?" würgt sie endlich hervor, „das wußt' ich ja garnich".

Wojtek nickt. „Eben die Annemarie. Fünf Kinder sind ihr vorher gestorben. Die Kleene war een paar Monate in eener Klinik, weil se nicht gut gehört hat. 's is een rechtes Sorgenkind gewesen. — Heute wollte se durchaus mit auf den Markt. Und gleich muß das Unglück passieren. — Die Mutter rauft sich die Haare. Ich hab' gemacht, daß ich wegkam. So was kann ich nich sehen. — Helfen konnte ich doch nischt. Nu ja — welche Mutter gibt ihr Kind — und wenn's noch so een armes Würmel is — gerne her? Was nützt der Frau ihr vieles Geld! Ich gloobe, die würde es gerne hergeben, wenn se damit ihr Kind lebendig machen könnte —".

Der behäbige Mann hatte sich mit einem Kopfniden entfernt. Frau Borek fährt mechanisch fort, den kleinen Handwagen zu beladen. Aber ihre Arme sinken bald wieder herab. Ein Blick zärtlichster Mutterliebe umfängt die drei Blondköpfchen. Sie hebt den Jüngsten hoch und herzt ihn mit selbstvergessener Innigkeit.

„Mutti, will auch ein Kussel haben," bettelt das Mädchen. „Aber Gretel, hier auf dem Ringe!" der große Bub sagt es ganz entrüstet. Aber auch aus seinen Augen spricht ein scheues Verlangen nach Mutterzärtlichkeit...

Noch immer ist die Mutter in den Anblick ihrer Kleinen vertieft. So entgeht es ihr, daß die Bahre mit dem verunglückten Kinde vorbeigetragen wird. Da zupft ihr Aeltester sie scheu am Rock:

„Mutter, sieh, die arme Frau weint!"

Die Mutter blickt auf. Nun sieht sie, daß Frau Lutz ein paar Schritte von ihr entfernt wie angewurzelt stehen geblieben ist. Ihre Gestalt ist zusammengefallen. Sie stützt sich schwer auf den Arm ihrer Begleiterin und starrt mit hervorquellenden hungernden Augen, in denen sich das Leid eines darbenden Mutterherzens offenbart, auf die blonden Kinder...

Mit einem dumpfen Seufzer reißt sie endlich den Blick los und wankt leer vor sich hinstarrend, weiter.

Die Kinder haben sich ängstlich an die Mutter gedrängt. Das erste Ahnen menschlichen Leids hat dunkel ihre Seele gestreift. Auch der Kleinste versteckt sein Köpfchen an der Mutter Schulter und flüstert weinerlich: „Nach Hause!"

„Ja, nach Hause!" Die Mutter hat erschüttert der armen Frau nachgeblickt. Jetzt aber richtet sie sich auf. Und mit beschwingten Schritten und leuchtenden Augen geht sie, die vor wenigen Stunden freudlos und gedrückt auf dem Markte stand, mit ihrem Reichtum, den blonden Kindern, heimwärts.



Putzi.

Skizze von Wally Eichhorn-Nelson.

Der kleine weiße Spitz streicht fassungslos umher. Frauchen, das süße, geliebte, kümmert sich seit Tagen nicht um ihn. Streichelt ihm wohl manchmal mechanisch das seidige Köpfchen, wenn es gar zu sehr bettelt und sich an sie drängt; aber ihr Herz ist nicht dabei, das spürt Putzi.

Er hat recht, das Herz, der blonden Anka weilt anderswo und auch alle ihre Gedanken; nicht einer gehört dem kleinen, sonst so gehätschelten Kerlchen. Sie will Vater und Mutter heimlich verlassen, um mit dem geliebten Manne in eine fremde Welt zu gehen, von der sie nichts weiter weiß, als daß sie da niemand mehr haben wird als eben diesen einen Menschen. Er bedeutet für sie Anfang und Ende und alles Glück auf Erden. Alles andere, was sonst noch ist und kommen wird, schwebt nur als Schatten und Schemen um eine glühende Seligkeit. Alles, was einem einst lieb und teuer war, ist auf einmal zu nichts geworden. Und darum darf man dies verlassen — muß es verlassen, denn der Vater wird dem Landfremden nie sein Haus öffnen. Das weiß sie, ohne vorher

Zusammenkunft des Mittelstandes ganz Polens in Warschau.



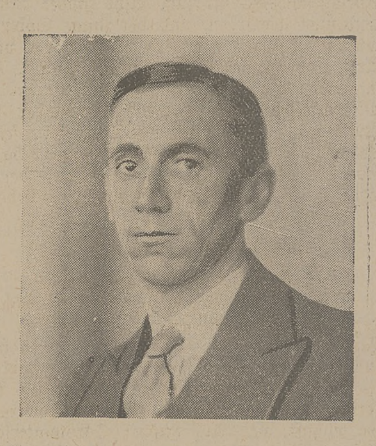
Die der Zusammenkunft Beiwohnenden begeben sich in einem Umzug zum Grabe des unbekannten Soldaten; der Präses der Zusammenkunft Ing. Jan Rogowicz führt den Zug.

Militärische Ausbildung der Jugend beim 31. Infanterieregimente.



Unser Bild zeigt uns Übungen der Jugend bei der militärischen Ausbildung. Ing. Wilhelm Chwałek (×) bereitet für die Teilnehmer einen Tee.





Der neue Stadtpräsident der Stadt Lodz.

Stanislaus Rapalski der neue Vizepräsident der Stadt Lodz, ein Führer der Lodzer P. P. S.



„Der verlorene Gulden". Fritz Cortolezi der Direktor und erste Kapellmeister des Stadttheaters in Breslau, hat seinen Vertrag mit der Intendanz gelöst und zieht sich mit Schluß dieser Spielzeit von der Bühne zurück, um sich ganz seinem kompositorischen Schaffen widmen zu können. Noch vor seinem Scheiden wird das Breslauer Stadttheater aber seine Oper „Der verlorene Gulden" zur Uraufführung bringen.

Aus dem Leben der Jugend



Eröffnung des IX Gen ralrates der Gesellschaft der akademischen Jugend „Odrodzenie" (Wiedergeburt) in Krakau am 6. Januar 1928. In der Mitte der Fürsterzbischof und Metropolit Sapieha. Unsere Aufnahme wurde im chemischen Institute der Jagiellonischen Universität ausgeführt.

Kurs der Komandantinnen des Schießvereines in Thorn.



erst zu fragen. Heißt es doch, ihr Liebster sei ein böser wilder Geselle; aber Anka glaubte es nicht, für sie ist er der liebste beste Mensch. Es heißt auch, er habe in einem der Dörfer weiter droben ein Mädel mit einem Kind sitzen gelassen; aber Anka glaubte es nicht.

So kommt der Abend, an dem sie mit schwankender Stimme den Eltern gute Nacht sagt und sich mit aller Kraft zwingen muß, um nicht der Mutter die Arme um den Hals zu legen, und zu weinen, und dem Vater zum Abschied die Hand zu drücken, und zu bitten: „Verzeiht mir, ich kann ja nicht anders." Sie steigt mit zitternden Knien hinauf in ihre Kammer, legt sich ins Bett und wartet, bis es Zeit ist, zur Flucht. Das dauert lange und gibt Muße zum Nachdenken. Da umfängt noch einmal die Heimat ihr Herz und will es halten; da verspürt sie plötzlich eine dumpfe Angst vor dem Kommenden, das auf sie wartet, das ihr auf einmal dunkel und drohend erscheint. Aber es hilft alles nichts, sie muß zu ihm. Die glühende Sehnsucht nach jenem Manne ist stärker als alles.

Auf einmal schreckt sie auf. Hat sie geschlafen? Das Zimmer liegt in grauem Morgenlicht. Ein Blick auf die Uhr. Es ist Drei. Gegen vier Uhr geht der Zug, und der Weg zum Bahnhof dauert eine halbe Stunde.

Die kleine Anka sucht verstört, in zitternder Hast, ihre paar Sachen zusammen, versucht dann geräuschlos die Treppe hinabzusteigen, langsam, Schritt für Schritt. Doch knarrt manchmal das alte Holz, Anka klingt es jedesmal wie ein lauter Knall in der tiefen Stille, und immer wieder bleibt sie erschrocken stehen, lauscht mit angehaltenem Atem, ob sich nichts regt in der Kammer der Eltern. Es dauert Ewigkeiten, bis sie im Flur steht. Angstvoll sieht sie nach der Uhr. Sie atmet auf, gleitet durch den Flur, huscht durch die Tür. Dann steht sie draußen einen Augenblick mit wild klopfendem Herzen und horcht nach dem Hause hin.

Da kommt der kleine Spitz um die Ecke, streicht ihr winselnd um die Füße. „Putzi, still!" befiehlt sie heiser vor Erregung. Der Hund gehorcht, steht ohne Laut, und bettelt nur mit den Augen. Sie läßt ihn stehen, geht hastig über den Hof, dann die Landstraße entlang. Putzi lautlos hinterher. Plötzlich bemerkte sie ihn und fährt ihn hart an: „Sofort gehst du heim!"

Er gehorchte nicht gleich, duckt sich und kriecht jaulend und bettelnd zu ihr. Aber sie ist heute hart, die geliebte und sonst so zärtliche Herrin. Sie nimmt ihn fest beim Ohr, und er bekommt nochmals den eindringlichen Befehl zu gehen. Das tut weh, und er weiß nun, daß er gehorchen muß. Betrübt schleicht er zurück.

Das Mädchen geht weiter, fröstelt in der grauen Verlassenheit des Morgens, blickt öfter auf die Uhr. Die ist jetzt eilig weitergegangen. Anka beginnt zu laufen — sie wird ihn doch noch erreichen! Er muß ja mit diesem Zuge weg, daß er zur rechten Zeit in die neue Arbeitsstelle kommt. Nahe dem Bahnhof sinkt sie dem Manne in die Arme, atemlos, nervös aufschluchzend, selig. Sie gehen langsam bis zur Sperre, der Zug wird gleich kommen.

Auf einmal ist Putzi wieder da. Er hat versucht, heimzugehen, aber es doch nicht fertig gebracht. Es war ein harter Kampf zwischen Gehorsam und Liebe, aber schließlich konnte er doch nicht widerstehen. Frauchen würde böse sein — aber was lag daran, wenn er nur bei ihr war. Getrieben von seiner großen Liebe, ist er eilends der frischen Spur nachgejagt.

Frauchen ist auch wirklich böse, als sie ihn sieht. Eben fährt der Zug ein, aber Putzi ist nicht fortzukriegen. Anka wird noch aufgeregter, als sie ohnedies schon ist, sie weint fast. „Er verrät mich noch, der dumme Hund, der Vorsteher kennt ihn. Putzi, sofort gehst du!"

Aber Putzi geht nicht, legt sich vor lauter Demut platt auf den Boden und winselt flehend. Sobald sie einen Schritt weitergeht, ist er gleich wieder dabei.

Drüben faucht die Lokomotive. „Wir müssen hinüber", sagt der Mann. Als das Hündchen wieder nachläuft und Anka zögert, dreht er sich plötzlich im jähem Zorn um. „Verdammtes Vieh!" schreit er, und schlägt mit seinem schweren Stock ein paarmal auf das kleine Tier ein. Es sackt mit einem schrillen Schmerzensgeschrei zusammen und bleibt regungslos liegen, stöhnt nur noch leise und jammernd; aus seinem spitzen Schnäuzchen läuft in dünnen Fäden dunkles Blut.

Anka kniet gleich bei ihm und will es aufheben, aber es geht nicht; das Tierchen schreit klagend bei der leisesten Berührung. Das Rückgrat muß ihm gebrochen sein. Sie weint haltlos, bis ins Innerste erschüttert, und hält die Hände um das Köpfchen des leidenden Geschöpfes, das sie sterbend, noch immerzu mit seinem treuen ergebenen Hundeblick ansieht und mit matter Zunge ihre Hände zu lecken versucht. „Kerlchen, — liebes — liebes ..." stammelt sie schluchzend.

Drüben pfeift der Zug. Der Mann packt sie hart am Arm: „Komm jetzt! Der krepiert nun einmal."

Sie fährt auf und starrt ihn mit einem Blick voll Grauen an. „Laß' mich ..." Sie weicht entsetzt zurück, als er sie doch mit sich ziehen will und stammelt mit weißen Lippen: „Geh fort — geh!" —

Da begreift er und springt mit einem Fluch auf den langsam anfahrenden Zug.

Der Schießmeister und der Teufel.

Eine Bergmannsschnurre von Josef Stoffel (Wanne).

Der Teufel war wieder einmal auf die Erde gekommen, um nachzuschauen, wie seine Sache unter den Menschen stände. Auf dieser Inspektionsreise kam er eines Tages auch an einem Bergwerk vorüber. „Halt", dachte er, „du mußt doch einmal sehen, was die Bergleute eigentlich treiben. Sie kommen deinem höllischen Bereich da drunten immer näher und näher und fürchten scheinbar Tod und Teufel nicht mehr. Es dürfte angebracht sein, hier nach dem Rechten zu schauen!"

Gesagt, getan! Unten ging er gemächtlich durch Stollen, Querschläge, und Strecken und sah sich alles Sehenswerte genau an. „Alle Wetter!' — staunte er voller Hochachtung, „das sind ja die reinsten Sappermentskerle, die Bergleute! So etwas an Einrichtung und seiner Organisation hätte selbst der Teufel nicht für möglich gehalten!"

Er ging weiter und weiter, und so kam er schließlich vor Ort. Dort war man gerade dabei, Bohrlöcher ins Gestein zu stoßen. Die Bohrhämmer machten einen Heidenspektakel, daß ihn das Trommelfell schmerzte, und der feine grauweiße Gesteinsstaub wirbelte in dicken Schwaden in der Luft herum, daß ihm der Atem verging. Prustend und spuckend machte er sich schleunigst von dannen und meinte: „Nein, nein, hier hält es selbst der Leibhaftige nicht aus!"

Er schleuderte weiter und kam vor ein anderes Ort. Hier waren die Löcher schon fertig, und der Schießmeister richtete soeben die Schüsse her. Der Teufel setzte sich gemütlich an den Stoß und schaute zu, wie der Mann, der die Sprengstoffpatronen bereits eingeführt hatte, den Besatz fest stampfte. „Was macht ihr denn hier?" fragte er neugierig.

„Wir wollen schießen", antwortete der Schießmeister und stampfte weiter. — Der Teufel schaute sich um. „Nanu, schießen? Ihr habt ja keine Kanonen und kein Gewehr!"

„Ach, du dummer Deubel!" lachte der Schießmeister. Er sah sich den seltsamen Kauz genau an, und ein gewaltiger Schreck durchfuhr ihn, als er merkte, wer vor ihm saß. Aber blitzschnell fiel ihm ein, daß er ja nichts Böses auf dem Kerbholz hatte. Also konnte ihm auch der Leibhaftige nichts anhaben.

„Das wirst du gleich sehen!" damit verband der Schießmeister die aus den Löchern heraus ragenden Drahtenden der Zündkapsel untereinander und mit Zuleitungsdrähten. „So fertig! Jetzt zurück! Es brennt!"

„Es brennt? Ich sehe ja nichts! Ich bleibe hier. Will sehen, was das mit dem Schießen auf sich hat."

„Auch gut! Dir wird die Neugier schon vergehen, wenn dir die Brocken um die Nase tanzen."

„Wird wohl halb so schlimm sein", höhnte der Teufel.

Der Schießmeister überzeugte sich, ob alle Zugänge zum Schießort richtig abgesperrt waren, ging bis auf die vorgeschriebene Entfernung zurück, schaltete seine Maschine in die Leitung, rief nochmals „Es brennt!" und drückte los.

Ein ohrenbetäubendes Krachen, Poltern, Reißen, Brechen folgte. Die Gesteinsbrocken stoben dem Teufel um Nase und Ohren, daß ihm Hören und Sehen vergingen. Ein Gestank und Qualm, der selbst für seine Nase zu viel ward, die doch sicherlich aus der Hölle her schon mancherlei gewöhnt war! Schreiend und keuchend rannte er davon, so schnell ihn seine Beine tragen mochten. Im Davonlaufen rief er dem Schießmeister zu: „Warte, Freundchen, das werde ich dir ankreiden!"

„Du hast's in deiner Neugier ja nicht besser gewollt", rief dieser ihm lachend nach. Doch das Herz klopfte ihm doch im Leibe, als er die Drohung hörte.

Einige Tage später weidete der Schießmeister seine beiden Ziegen auf der kleinen Wiese hart am Damm der Zechenbahn. Es war ein wunderschöner lauer Sommerabend. Die Dämmerung fiel allgemach leise zur Erde herab. Grau und düster stachen die Fördertürme und Schlote der nahen Zeche in die dämmernde Luft. „Na, Hans und Liese", sagte der Schießmeister zu den munter springenden Tieren und schwang vergnügt seinen langen Stecken, „jetzt wird's für uns langsam Zeit, heim zu Muttern zu gehen!" Die Tiere meckerten lustig als Antwort. Wie von ungefähr schaute er sich rings im Kreise um. Da sah er eine seltsame Gestalt mit eigentümlichem Hinken quer über die Wiesen geradewegs auf sich zukommen. Er bekam einen ganz gewaltigen Schreck; das wird doch wohl nicht der Teu....

„Ha, ha," rief ihm jener schon von weitem zu, „jetzt habe ich dich mal endlich wieder erwischt, jetzt werde ich dir die Lektion von neulich heimzahlen!"

Richtig, es war der Leibhaftige! Dem braven Schießmeister fiel das Herz buchstäblich in die Hose. Aber just im rechten Moment fiel ihm eine List ein. Er faßte beherzt seinen Stecken, sprang zum Bahndamm und bohrte ihn tief in den weichen Grund ein. Dann stampfte er hin und her, gerade, als ob er einen Sprengschuß besetzen wollte.

Unterdes war der Teufel herangekommen und sah die ihm bekannten Bewegungen. „Was machst du da?" fragte er etwas mißtrauisch.

Dem biederen Schießmeister pochte das Herz im Takte einer Schwarzwälder Uhr. Er gab keine Antwort. Statt dessen zog er den Stecken heraus, ging einige Schritte zurück und rief aus Leibeskräften: „Es brennt!"

Der Leibhaftige machte vor Schreck einen Satz, der einem aufgescheuchten Kängeruh zur Ehre gereicht hätte, schrie: „Hoho! Einmal hast du mich angeschmiert, ein zweites Mal nicht wieder!" und rannte auf und davon.

Der Gerettete lachte hinter ihm drein. „Na, Bürschchen, einen rechten Bergmann und noch dazu Schießmeister in deine Klauen zu bekommen, bist du immer noch nicht schlau genug!"

Dann nahm er seine beiden Ziegen bei der Leine und trollte sich schmunzelnd heim.

Das Los der Mitglieder ehemaliger regierender Häuser.



Die Enkelin des gewesenen Sultans Abdul Hamid ist reisende Agentin des Syndikates der Konfektionssalons in Paris und bereist ganz Europa mit den neuen Modellen.

Die Kunstgewerbeausstellung in Posen.



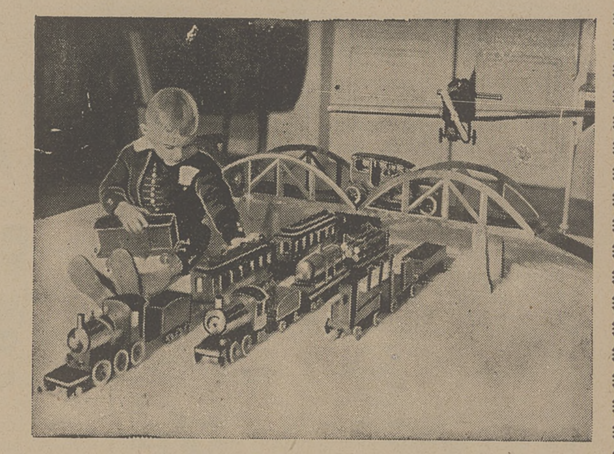
Der Präsident der Stadt Posen, Ratajski (1), umgeben von den Komiteemitgliedern nach der Eröffnung der Austellung. Der Direktor der Kunstgewerbeschule Maszkowski (2), der Krakauer Delegierte Barabowski, Leiter der Druckerei des Gewerbemuseums (3), Ignatz Kozłowski (4), Herr Mąderek Sekretär der Ausstellung (5).

Ein Denkmal für die Gefallenen in Gnesen.



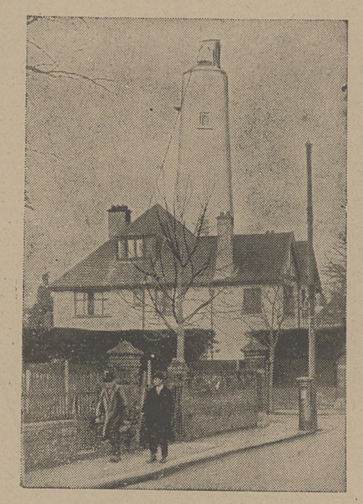
[illegible] Denkmal für die Gefallenen aus der Stadt Gnesen dar.

Echo der Weihnachtsbescherung.

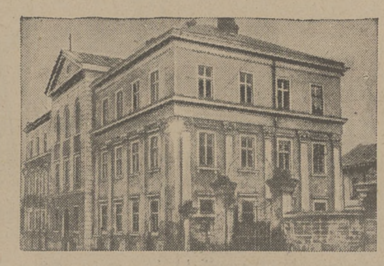


So manches Mädchen und so mancher Knabe werden, wenn sie auch noch so reichlich beschenkt worden sind, mit Staunen auf den ganzen Wagenpark, auf die Brücken, Automobile und den Aeroplan blicken, deren glücklicher Besitzer der kleine Krakauer Bürger Wladzio Wieniawski ist. Und alle diese Sachen sind nicht aus dem fernen Auslande bezogen, sondern die eigenhändige Arbeit des Vaters des kleinen Wieniawski, der als Legionär gelernt hat, so manches nach eigenen Gedanken fertigzustellen und nach des Tages Mühen seine freie Zeit der Anfertigung der Spielsachen für sein Söhnchen widmete.

Automatische Leuchtfeuer.



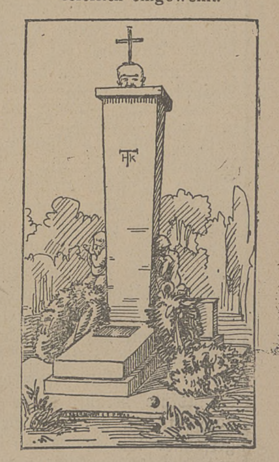
Bald werden die so oft in der Literatur vorkommenden romantischen Gestalten der Leuchturmwächter verschwinden. Eine neue Erfindung ermöglicht nämlich die Bedienung der Leuchttürme mittels einer automatischen Einrichtung.



Das Wojewodschaftsgebäude in Tarnopol.

Ein Hans Thoma-Denkmal

Dem berühmten deutschen Maler wurde von der Stadt Karlsruhe auf seinem Grabe ein würdiges Denkmal errichtet und feierlich eingeweiht.



Der Kampf um die Königin Nofretete

Unterbindung der deutschen Forscherarbeit in Aegypten?

Die ägyptischen Behörden machen die Wiedererteilung von Grabungskonzessionen an deutsche Forscher von der Herausgabe einer altägyptischen Büste abhängig, die das wertvollste Ergebnis der deutschen Ausgrabungen in El-Amarna darstellt. Der Verfasser, der seine Kenntnisse an Ort und Stelle schöpfte, schildert hier die näheren Umstände des aufsehenerregenden Streitfalles.

Als es im Winter des Jahres 1922 Howard Carters Spürsinn gelang, die seit Jahrtausenden verschollene Gruft des Pharao Tut-ench-Amun aufzufinden, wendete sich das Interesse der breiten Oeffentlichkeit den Schätzen einer Kulturperiode zu, die bisher nur den Altertumsforscher beschäftigt hatte. Dennoch dürfte es nicht allgemein bekannt sein, daß wir deutschem Forschergeist den Besitz einer Reihe von Werken der gleichen Epoche verdanken, die an künstlerischer Bedeutung die Grabausstattung noch übertreffen.

Um eines der bedeutsamsten Fundstücke, die wohlerhaltene Bildnisbüste der Königin Nofretete,



Volkstypen aus dem heutigen Aegypten.
Kamelhirten am Rande der Lybischen Wüste.

ist nun ein Streit entbrannt, der die Aufmerksamkeit weitester Kreise beanspruchen dürfte, weil von seinem Ausgang die Fortsetzung der durch den Krieg unterbrochenen deutschen Grabungstätigkeit in Aegypten abhängig ist.

Das Interesse der Fachgelehrten gehört seit langem einer Zeitspanne der ägyptischen Altertumsgeschichte, die eng mit der Persönlichkeit des Königs Echnaton verknüpft ist, der etwa von 1375 bis 1358 v. Chr. regierte. Dieser Herrscher offenbart sich in den Funden der Neuzeit als eine der bedeutendsten Persönlichkeiten der antiken Welt. Zur Zeit der größten wirtschaftlichen und politischen Machtentfaltung des Nillandes auf den Thron gelangt, bricht er schonungslos mit jeder Ueberlieferung, räumt mit dem übervölkerten Götterhimmel auf, um die religiösen Kräfte seines Volkes in einem Sonnenkult zusammenzufassen, und führt eine Kunstblüte herauf, deren Zartheit und Reiz sich noch in den goldenen Grabschätzen seines Schwiegersohnes Tut-ench-Amun wiederspiegelt. Vermählt mit der schönen Königin Nofretete, läßt er sich, — im Gegensatz zu allem Herkommen — stets in ihrer Gesellschaft abbilden; er erhebt sich öffentlich als gleichberechtigt auf den Horusthron, ja, sein königlicher Schwur lautet: „So wahr mein Herz über die Königin und ihre Kinder glücklich ist“. Im Zeitraum weniger Jahre zieht die Darstellung häuslichen Glücks und naturhafter Unbefangenheit seltsam lösend in die starre ägyptische Kunst ein.

Um sich seiner Naturandacht ungestört hin-



Die schöne Königin Nofretete,
der Schatz des Aegyptischen Museums in Berlin.

geben zu können, verläßt er die Hauptstadt der Ahnen, das alte Theben, und verlegt die Residenz in die heute nach einem Beduinenstamm benannte Ebene von El-Amarna, in der entlegenen Wüste ein Reich seines Geistes aufrichtend. Hier entstehen die Zeugnisse seines Wirkens, die heute eine so



Das Königspaar am Speisetisch.
Die erste Darstellung des Familienlebens eines altägyptischen Herrscherpaares.

überraschende Würdigung finden, vor allem die berühmten Sonnengesänge, deren Wortlaut, wie neueste Forschungen zeigen, zu großem Teil in die biblischen Psalmen übergegangen ist. Aber diese den realen Gewalten abgetrotzte Welt des königlichen Träumers ist nicht von Bestand. Sein früher Tod fällt mit dem Losbruch der längst erbitterten Priester- und Kriegerkaste zusammen; sein Name wird als der eines Ketzers aus dem Gedächtnis der Welt gelöscht und während sein Nachfolger Tut-ench-Amun nach Theben zurückkehrt, verweht der Wüstensand die Mauern der Ruinenstätte.

Nachdem im Jahre 1891 Flinders Petrie nach El-Amarna gegangen war, um Material für die Altertumsforschung zu finden, setzten, wie es an allen historischen Stätten Aegyptens geschieht, die umwohnenden Eingeborenen die Suche nach Kostbarkeiten fort. Manches wertvolle Stück gelangte durch ihre Findigkeit in den Handel.

Jedem Aegyptenreisenden sind die malerisch wilden Gestalten vertraut, die in der Nähe alter Fundstätten den Fremden mit geheimnisvollen Gebärden beiseitezunehmen pflegen, um auf einem Lap-



Gesichtsschleier und das schwarze Gewand,
das die Formen verhüllt, charakterisieren noch heute die ägyptische Städterin.

pen von phantastischer Schmutzigkeit ihre Schätze auszubreiten. Neben dem „echten Skarabäus“, den europäische Fabriken massenweise einführen, den Bruchstücken einer auf irgendeinem Kehrichthaufen aufgelesenen modernen Porzellanfigur und ähnlichen Antiquitäten, sieht hier der Sammler bisweilen wirklich alte Kunstwerke von Bedeutung auftauchen; koptische Oellämpchen und Pilgerflaschen, Totenfigürchen, ja in Glücksfällen wohl auch einen schönen steinernen Bildniskopf.

Das Auftauchen solcher Gelegenheitsfunde ließ den Wunsch nach deutschen Grabungen in El-Amarna rege werden. Durch Ludwig Borchardt und James Simon wurde er mit einem Erfolg verwirklicht, der alle Erwartungen übertraf. Seit 1906 unternahm es der erstere im Auftrage der Deutschen Orientgesellschaft, die Stadt in ihrer vollen Ausdehnung freizulegen. Im Grabungswinter 1912 bis 1913 glückte ihm die Aufdeckung der Werkstatt des Hofbildhauers Thutmosis; ihr Inhalt an Meisterwerken, Schülerarbeiten und Abgüssen stellt einen Besitz dar, um den die zivilisierte Welt das Aegyptische Museum in Berlin mit Recht beneidet. In voller Lebendigkeit und Frische blickt uns aus diesen Kalksteinbildwerken

das Antlitz des Königs und seiner Zeit entgegen. Die vorläufige Ausstellung im Tempelhof des Museums bewirkte einen solchen Zustrom von Besuchern, daß die Ausstellung weit über den vorgesehenen Zeitraum hinaus offen gehalten werden mußte. Besonderes Aufsehen erregte natürlich die einzigartige Büste der Königin, deren Formenanmut und Farbenfrische von der Meisterschaft altägyptischen Handwerks zeugt.

Das Ersuchen, die inzwischen von der Egypt Exploration Society mit geringem Erfolge fortgesetzten Grabungen wieder aufnehmen zu können, wurde nun mit der Forderung einer Rückgabe dieser Büste beantwortet. Dies Verlangen ist umso unverständlicher, als das Fundstück mit den anderen auf dem üblichen Wege der Teilung rechtmäßig in deutschen Besitz gelangt ist, während die ägyptische Altertumsverwaltung als Hauptstück des ihr verbleibenden Grabungsergebnisses das bemalte Kalksteinrelief eines Hausaltärchens auswählte. Die Erbitterung in den deutschen Kreisen Aegyptens ist begreiflicherweise groß und doppelt verständlich angesichts der Tatsache, daß es sowohl britischen und französischen als auch amerikanischen Gelehrten unverwehrt ist, den unerschöpflichen Boden nach Altertumsschätzen zu durchsuchen. Es wäre dringend zu wünschen, daß es diplomatischem Geschick bald gelingen möge, die unberechtigten Widerstände zu überwinden, denen jetzt deutsche Forschertätigkeit im Lande der Pharaonen ausgesetzt ist.



An den Ausgrabungsstätten in El-Amarna,
die deutscher Forscherarbeit ihre grundlegende Erschließung verdanken und sich zurzeit in englischen Händen befinden.

THEATER.

„Der Humor regiert".

Die Warschauer Revuen unterscheiden sich insoferne von den deutschen und französischen Revuen, daß die einzelnen Bilder keinen inhaltlichen Zusammenhang miteinander haben und ganz lose zusammengefügt sind, also eher an eine Kabaratvorstellung errinnern.

Die Tanzaufführungen sind glänzend gewesen und insbesondere Chopin im Tanz war eine Meisterleistung.

Auch die Couplets riefen einen Beifallsturm hervor, trotzdem viele derselben infolge ihrer lokalen Warschauer Färbung nicht allen Zuhörern verständlich waren.

Hervorzuheben wäre vor allem der Conferencier **Rentgen**, der durch seinen urwüchsigen Humor und durch sein Verständnis, zwischen Bühne und Publikum einen regen Kontakt zustande zu bringen, den Hauptanteil an dem Gelingen der Aufführung hatte.

Das Publikum unterhielt sich sehr gut und erwartet, daß das Ensemble sein Versprechen, noch einmal nach Bielitz zu kommen, auch einhalten wird.

„Das Glück der Frauen." Max Neal und Rudolf Frank haben ein vieraktiges Lustspiel „Das Glück der Frauen" vollendet.

„Toms Tippmamsell." Die Komödie (Wien) bringt im Januar das dreiaktige Lustspiel „Toms Tippmamsell" von Leo Lenz zur österreichischen Uraufführung.

„Kleine Komödie". Generalintendant Kehm hat das neue Lustspiel von Siegfried Geyer „Kleine Komödie" zur Erstaufführung für das Landestheater in Stuttgart erworben. Die erste Aufführung ist auf den 22. d. M. angesetzt. Die Inszenierung besorgt Kurt Junker.

Mein stärkstes Theatererlebnis.

Eine interessante Rundfrage.

Die Reichsblätter des Deutschen Bühnenvolksbundes haben sich an verschiedene namhafte deutsche Autoren mit der Bitte gewendet, sich über ihr stärkstes Theatererlebnis zu äußern. Eine Reihe von Autoren haben auch ausführlich geantwortet. Besonders interessant und aufschlußreich scheinen uns die nachstehend publizierten Antworten zu sein.

Hans Fr. **Blumek**, der jüngst mit dem Schiller-Preis ausgezeichnete Dichter der „Katte", schreibt:

„Wenn ich ehrlich sein soll, selbst auf die Gefahr, mir den Zorn der Bühnenleiter von heute zuzuziehen: am stärksten bleibt bei mir immer der Eindruck des „Faust" und der Werke Shakespeares und Hebbels, woneben in den Jugenderinnerungen natürlich die Schillerschen Stücke überwiegen. Den stärksten Eindruck gibt eben doch immer die zeitlose Kunst, die irgendwie in unseren inneren Feiertag oder in die Schicksale, die wir, wenn wir offenen Auges sind, täglich um uns schauen, bildhaft gebunden ist. Aber immer muß der Wille der Erhebung im Stücke liegen, ein Wille, der Erlösung, ein Wille der Ueberwindung des Gegebenen über das Schicksal hinaus zum Menschen, die Gott und den Göttern näher stehen und die Grenzen des Unirdischen streifen. Ja, Schicksal allein ist keine Erfüllung, der Sprung über das Schicksal hinaus, die Erlösung und Ergründung der schattenhaften Welt, für die unsere Augen noch nicht taugen, sind die Sehnsucht des Zuschauers — wenigstens, wenn einmal der Dichter Zuschauer ist."

Gustav **Frenssen**, der vielgelesene Romancier und Autor des „Jörn Uhl", der einer der stärksten Bucherfolge der letzten zwanzig Jahre war, antwortete:

„Ein seltener Theaterbesucher bin ich ohne große Erfahrung; ein etwas mißtrauischer Niedersachse, ziemlich schwergläubig. Als ich vor Jahren „Jedermann" sah, in der Hofmannsthalschen Fassung, war ich, was mir selten geschah, lauter Zustimmung. Das war groß und schlichtmenschlich; und dem habe ich auch geglaubt."

Hans **Franck**: „Mein stärkstes Theatererlebnis während der sieben Jahre, seit ich nicht mehr selber am Theater tätig bin, war die Erstaufführung von Barlachs „Armen Vetter" im Berliner Staatstheater. Hier ist jene Verbindung des Irdischen und Ueberirdischen, jene Bloßlegung der seelischen Erkrankung unserer Zeit am genießerischen Materialismus und die Andeutung ihrer Ueberwindung gestaltet, dem auch meine Dichtung zu dienen sucht. Da die Aufführung das Unwirkliche sichtbar machte, ohne das Wirkliche zu verflüchtigen, das Wirkliche eindringlich herausarbeitete, ohne das Unwirkliche auszutreiben, wirkt dieser Theaterabend — nun schon Jahre hindurch — noch immer in mir nach."

Agnes **Miegel**, die bekannte Balladendichterin, schreibt:

„Eigentlich ist mir alles richtige Theater doch eine Enttäuschung gewesen nach den Freuden eines ganz uraltmodischen großen Puppentheaters mit Souffleurkasten und Seitenkulissen, mit „Rittersaal, Wald, Burgprospekt und Hütte", auf dem mein Vater und ich „Rosa von Tannenburg", „Hänsel und Gretel", den „Freischütz" (mit wilder Jagd, Magnesiumblitzen, linealbrausendem Sturm und Erbsenregen) aufführten, mit Puppen, die wir selbst mit Zinnober, Gold und Lack malten.

Kein einzelner Theaterabend steht besonders in meiner Erinnerung, allerdings viele sehr schöne. Der „Faust" und „Die Räuber" im alten Hoftheater in Weimar, die allerersten Reinhardt-Aufführungen. („Einen Jux will er sich machen" — mit gemalten Dekorationen), ein paar Kainz-Abende, ein paar besonders hübsche Dilettantenaufführungen von Shakespeareschen Lustspielen in England. Aber kein einzelner als stärkster. Und vielleicht waren jene nur so schön, weil ich damals jung war. Und vielleicht machen es dreißig Jahre mehr, daß ich keine Einzelheit mehr auch dort sehe — und zu dem heutigen Theater nicht mehr den Weg finde."

Walter v. **Molo**, der in Berlin lebende österreichische Dichter, Verfasser der vielgelesenen Schiller-Trilogie und des „Friedericus", legt folgendes packende Bekenntnis ab:

„Mein stärkstes Theatererlebnis war die erste Aufführung eines Stückes von mir, der ich beiwohnte. Es war im Dezember 1916, die Uraufführung des „Infant der Menschheit". Bevor der Vorhang aufging, sah ich die Gebilde meiner Phantasie fleischgeworden wandeln und mit einer Art von freudigem Stolz mischte sich, ich kann es nicht anders nennen, Grauen. Als ich dann im Theater saß, da kam Entsetzen dazu, denn alles, was ich geschrieben hatte, war mir fremd, war losgelöst von mir, hatte sein Eigenleben, war über meine Macht hinweggewachsen und schob sich zwischen mich und das Publikum. Es war ähnlich wie bei der Geburt meiner Kinder.

Ich war ein Niemand, ein schuldbewußter Niemand, und als dann der Beifall einsetzte und die Wirkung sich zu einem großen Erfolg steigerte, als ich gewissermaßen in meinem Werk dann auf der Bühne stand, als eine geduldete Gestalt, als ich die seelischen Ströme aus dem Publikum zu mir fließen fühlte, da waren unsichtbare Seelenzügel in meiner Hand, und ich regierte. Zitternd in der Erkenntnis der ungeheuren Verantwortung, die man am Schreibtisch hat, und ich kann mir gut vorstellen, daß ein leichtfertiger Schreiber, der aber doch Ethos in sich trägt, in einem solchen Augenblick zusammenbricht und stirbt."

Hans Wahnfried dankt. Wir erhalten aus Bayreuth folgende Mitteilung: „Allen, die in gütigster Weise des neunzigsten Geburtstages unserer Mutter gedacht haben, sprechen wir hiemit unseren wärmsten und ergebensten Dank aus. — Bayreuth, Ende Dezember 1927. — Hans Wahnfried."

Wir könnten es leichter haben!

Zukunftswünsche der Menschheit. Von Dr. Emanuel Lasker

Einer unserer feinsten Denker, Dr. Emanuel Lasker, der mehr als ein Vierteljahrhundert den Titel eines Weltschachmeisters führte, rührt hier an Fragen, die letzten Endes jeden von uns angehen.

Man hätte genug zu tun, Ordnung in der Welt zu halten, auch wenn wir alle einträchtiglich zusammenarbeiteten. Muß es da nicht wundernehmen, daß sich die Menschen eigensinnig und hartnäckig ihre Arbeit noch erschweren? Wir haben es nötig, die Temperatur zu messen, gewiß, aber wozu auf dreierlei verschiedene Arten? Wenn es bei uns 30 Grad ist, ist es in England 24 Grad und in Amerika 86 Grad, denn wir rechnen nach Celsius, die Engländer nach Réaumur und die Amerikaner nach Fahrenheit. Meinen tun wir aber alle dieselbe Sache, denn Temperatur bedeutet überall dasselbe in der Welt.

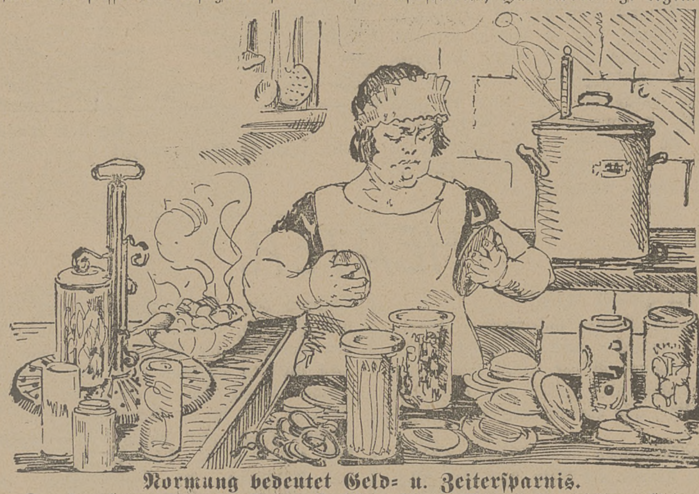
Wohl am übelsten ist es auf dem Gebiete der Maße und Gewichte bestellt. Auf dem Papier haben sie wohl fast die meisten Kulturstaaten der metrischen Konvention angeschlossen; aber wie sieht es in der Praxis aus? Einige Beispiele dürften hinreichen, um den herrschenden Wirrwarr zu beleuchten. Deutschland berechnet Flächen in Morgen und Ruten, England in Yard und Feet, Oesterreich in Joch, Dänemark in Tönde, Rußland in



Völlige Begriffsverwirrung:
„Sonderbar, daß man bei Celsius immer mehr friert, als bei Réaumur."

Dessätinen usw. In Deutschland und Dänemark versteht man unter einem Pfund 0,5 Kilogramm; das englische pound (gleich 16 onzes) entspricht 0,4536 Kilogramm, die französische livre 0,4895 Kilogramm. Wie eigens zu dem Zwecke, die Verwirrung noch zu fördern, drücken gleiche Bezeichnungen durchaus nicht immer das gleiche aus. Der Oesterreicher versteht unter einem Joch (gleich 1600 Quadratklafter) 57,546 Ar, das ungarische Joch (gleich 1200 Quadratklafter) entspricht 43,159 Ar. Und wieviel Kummer hat uns schon die Meile bereitet, bei der man stets hinzufügen muß, ob es sich um eine deutsche (7532 Meter), eine englische (1609,3 Meter), eine geographische (7420 Meter) oder gar um eine Seemeile (1855 Meter) handelt.

Auf einem Gebiet sind wir freilich auf dem besten Wege, Fortschritte von unabsehbarer Bedeutung zu erzielen. In fast allen Industriegebieten beginnt sich das Prinzip der Normung durchzusetzen: das heißt die Einigung auf bestimmte Formen, Größen und Abmessungen. Besonders angenehm macht sich dies für den Verbraucher bemerkbar, der stets die passenden Ersatzteile für einen reparaturbedürftigen Gegenstand in jedem einschlägigen Laden vorrätig findet. Mit diesem flüchtigen Hinweis ist freilich die Frage der Normung nur obenhin gestreift, um an dieser Stelle der Hoffnung Ausdruck zu verleihen, daß das Reformwerk mit der zu wünschenden Schnelligkeit gefördert werde.

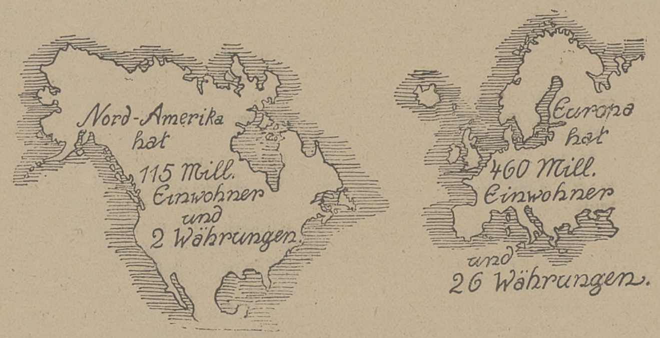


Normung bedeutet Geld- u. Zeitersparnis.
Die Hausfrau, die den passenden Deckel zu ihrem Einmachglas nicht zu finden vermag, weil die verschiedenen Fabrikate abweichende Maße haben, fragt mit Recht: „Muß das sein?"

Die Schwierigkeit, zu einem Einverständnis aller Beteiligten zu kommen, liegt hier wie auf den meisten ähnlichen Gebieten darin, daß alle grundlegenden Aenderungen Geld und Zeit kosten und daß die Interessen der verschiedenen Nationen oder Fabrikanten und Geschäftsleute oft auseinandergehen. Aber die Geschichte der Erfindungen bietet Beispiele genug dafür, daß Interessenten anfangs heftigen Protest einlegten, um nachher begeisterte Verkünder der Reform und deren größte Nutznießer zu werden. Beispielsweise waren die Fuhrleute vor etwa hundert Jahren entsetzt über die Gefahr, die ihnen von den Eisenbahnen drohte, und taten alles mögliche, um deren Einführung zu hintertreiben, weil sie fürchteten, durch diese Konkurrenz ihrer Kunden verlustig zu gehen. Nach der Einführung der Eisenbahnen jedoch erfuhr das Fuhrgeschäft einen ungeahnten Aufschwung.

Ferner: Wäre es nicht zu wünschen, daß die Verständigung der Völker noch weitere Verkehrserleichterungen schüfe? Gewiß ist auch in dieser Beziehung schon viel geschehen. So gibt es einen Weltpostverein, Handelsverträge regeln und sichern den Warenaustausch, die Eisenbahn-, Schiffs- und Luftfahrtslinien fast aller Staaten arbeiten Hand in Hand. Aber ist es wirklich unbedingt nötig, daß wir in der Welt hundert Währungen haben, so daß wir beim Uebertreten jeder Grenze unser Geld wechseln müssen? Wäre es nicht denkbar, daß die Menschheit sich auf eine und dieselbe Gold- und Silberwährung einigte? Dann wäre die Gefahr einer Inflation für jedes Volk für immer gebannt und der Geschäftsmann, der internationale Handel, könnte eine Menge Arbeit ersparen, die ihm durch Geldwechsel und Umrechnung aufgenötigt wird.

Doch lassen wir unsere Hoffnungen nicht so hoch fliegen, denn so leicht werden diejenigen, die in der Währung ein Uebergewicht in der Hand haben, ihren Vorteil nicht fortgeben wollen.



Sprechende Zahlen!

Auch der Verkehr im eigenen Lande läßt noch manchen Zukunftswunsch unerfüllt. Ich denke dabei in erster Linie an die unmöglichen Stufen der Eisenbahnwagen, die von uns akrobatische Leistungen fordern, und die für Frauen, Kinder und Greise geradezu eine Lebensgefahr bedeuten. Mit

bepackten Händen geht es den steilen Hühnersteig hinauf oder herunter, sicher nicht zum Vorteil der Schienbeine, die bei solcher Gelegenheit meist einen Denkzettel einstecken müssen. Dabei ist es — theoretisch wenigstens — ein leichtes, hier Abhilfe zu schaffen, sei es durch Erhöhung des Bahnsteigs oder durch Senkung des Schienenniveaus. Aber auch hier verhindert die Kostenfrage auf unabsehbare Zeit jede Aenderung. In diesem Falle ist sie sogar der einzige Grund, an dem alle Reformbestrebungen scheitern, denn alle Fachleute sind sich ihrer Notwendigkeit bewußt.

Sehr umstritten ist hingegen die Frage der Kalenderreform, der wir daher in diesem Zusammenhang nicht das Wort reden wollen. Sie ist, wie bekannt, in der Oeffentlichkeit schon häufig zur Erörterung gestellt worden, wobei die Gegensätze in den Auffassungen sehr heftig aufeinanderprallten. Aber auch hier könnte es sicher zu internationalen Abmachungen kommen, die allen berechtigten Wünschen Rechnung tragen und dennoch manche Vereinfachung zur Folge hätten.

Nachdem wir nun auf den Gebieten des Handels, des Verkehrs und der Technik so viele Wünsche geäußert haben, möchte es scheinen, als ob wir schon ganz und gar in Materialismus versunken seien. Aber unsere Sicherheit und unser körperliches Wohlergehen sind ja im Leben nicht alles. Daher schließe ich mit einem Wunsche, den zwar nicht die Technik, zu befriedigen versucht, dessen Erfüllung uns aber viel weiter bringen würde, als manche rein äußerliche Maßnahme.

Es ist in den letzten Jahren viel und heiß gestritten worden, und auch in der Zukunft wird der Streit nicht ruhen, denn (nach des griechischen Weisen ewigem Worte): „der Streit ist der Vater aller Dinge". Aus dem Streit der Meinungen erhebt sich als Sieger die Wahrheit. Wer in Athen an einem die Stadt bewegenden Streite nicht teilnahm, galt als schlechter Bürger. Partei ergreifen, seine Meinung vortragen, und begründen, den Gegner bedacht anhören, ihm höflich und bestimmt antworten, ein Recht vertreten und, wenn man ein Unrecht nicht verteidigen kann, es eingestehen, ist in der Tat eine soziale Tugend. Wer so handelt, hilft dem Recht und der Wahrheit ein wenig auf den Weg.

Aber im öffentlichen Streit der politischen Parteien in Land und Stadt wie auch im privaten Streite wird bei uns noch recht viel gesündigt. Blinde Leidenschaft und Haß rauben den Streitern gar oft die Besonnenheit und ruhiges Abwägen. Man soll mit Eifer seine Sache führen, doch stets der Achtung eingedenk sein, die die Person und die Ansicht des Gegners verdienen, denn ein Argument wird dadurch nicht stärker, daß man beleidigend wird. Die ganze Wahrheit kennt ja keiner von uns, und ein wenig Vernunft steckt auch in falscher Meinung.

Möge uns das neue Jahr auch auf diesem Gebiete vorwärts helfen, dann wird viel gute Laune und bessere Zusammenarbeit der Erfolg sein!



Die steilen Stufen, die zu den Eisenbahnwagen führen,
sind dem Reisenden zur Qual und gefährden sein Leben. Wäre es nicht an der Zeit, Abhilfe zu schaffen?

MUSIK.

Die Aufgabe der Opernbühne.

Der Generalmusikdirektor der Berliner Oper, Bruno Walter, äußerte sich gelegentlich seines Konzertes in Budapest gegenüber einem Mitarbeiter des „N. W. J." in nachstehender Weise über die Aufgaben der modernen Opernbühne:

„Sie fragen mich, wie ich mir die zukünftigen Aufgaben der Opernbühne vorstelle und besonders wieweit sie neue Lebenskräfte durch die zeitgenössische Produktion gewinnen kann? Es scheint mir die große Aufgabe der Opernbühne, den vielfachen Stilarten der aufzuführenden Werke eine getreue Interpretation zu geben. Es läßt sich keine interessantere Aufgabe denken. Denn nicht nur ist etwa der Stil einer Mozartschen Aufführung verschieden von der Aufführung eines Weberschen, Beethovenschen oder Wagnerschen Werkes, sondern jedes Werk Mozarts, jedes Werk Webers, Wagners und anderen mehr hat seinen Spezialstil, den im Musikalischen, Darstellerischen und Szenischen zu treffen unsere Aufgabe ist, eine Aufgabe, zu deren Lösung Gustav Mahler das Erste und Entscheidende getan hat.

In diesem Sinne ist auch die zeitgenössische Produktion eine willkommene Bereicherung der reproduzierenden Tätigkeit. Die Vervollkommnung der technischen Mittel erlaubt in ganz anderer Weise als früher auch das Szenische in den Dienst dieser hohen und komplizierten Aufgabe zu stellen; wobei ich aber betonen möchte, daß es sich hier um einen Dienst handelt, daß alle Elemente, die sich zu einer Opernaufführung zu vereinigen haben, nie der bloßen Willkür interpretierender Begabung ausgesetzt, sondern stets nur in Unterordnung unter den Geist des dargestellten Kunstwerkes gebraucht werden dürfen. Solange es hier aber noch Probleme gibt — diese Probleme sind vorhanden und werden durch die vergangene Produktion sowohl wie durch die zeitgenössische gestellt —, solange wird auch das Operntheater ein lebendiger Faktor des kulturellen Lebens bleiben; denn solange eine Aufgabe etwas Problematisches hat, solange bleibt sie anziehend.

Auf Ihre Frage über meine Pläne in der nächsten Zukunft kann ich Ihnen sagen, daß ich von hier aus zunächst ein Konzert in Wien mit den Philharmonikern dirigiere, dann in Prag ein Konzert mit den dortigen Philharmonikern und dann wieder nach Berlin gehe, wo ich an der Städtischen Oper Hugo Wolfs „Corregidor" herausbringe. Auch bringe ich im Februar eine Neueinstudierung von Mozarts „Figaro" und im März Korngolds „Heliane" heraus. Außer dem Zyklus von Abonnementskonzerten, den ich mit den Berliner Philharmonikern dirigiere, und worin noch in den Monaten Januar, Februar und März je ein Konzert zu erledigen ist, dirigiere ich noch einen Schubert-Abend zur Hundertjahresfeier in Berlin. Ende April gehe ich nach London, wo ich seit der Wiederaufnahme der deutschen Season nach dem Kriege der Leiter derselben in Covent-Garden bin. Es ist schon das fünfte Jahr, daß ich wieder hingehe. Man hat diese Season vorverlegt in diesem Jahre, um mir zu ermöglichen, den Mozart-Zyklus in Paris, der am 26. Mai beginnt, zu dirigieren. In diesem Mozart-Zyklus in Paris wird Max Reinhardt zum erstenmal als Opernregisseur tätig sein. Er wird „Don Juan" und „Zauberflöte" inszenieren. Gémier wird die drei anderen Werke Mozarts „Cosi fan tutte", „Die Entführung aus dem Serail" und „Figaros Hochzeit" inszenieren. Diese fünf Werke werde ich dirigieren. Die „Zauberflöte" wird in deutscher Sprache aufgeführt, „Don Juan" und „Cosi fan tutte" italienisch, „Die Entführung aus dem Serail" und „Figaro" französisch. Mit Ausnahme der „Zauberflöte", in der fast ausschließlich nur deutsche Künstler auftreten, werden die Werke mit französischen, deutschen und italienischen Künstlern besetzt sein. Ich bin schon vor einigen Wochen in Paris gewesen, um die Vorbesprechungen, die vorher in Berlin stattgefunden hatten, an Ort und Stelle zu ergänzen. Nach Paris gehe ich dann in die Ferien, im August werde ich wahrscheinlich wieder bei den Salzburger Festspielen tätig sein und im September wird wahrscheinlich der Pariser Mozart-Zyklus während der Session des Völkerbundes unter meiner Leitung in Genf zur Aufführung gelangen.

„Casanova".

Komische Oper von L. Różycki.

Das rührige polnische Theaterkomitee betrachtete es höchstwahrscheinlich als eine Ehrenpflicht, das hiesige Publikum mit dem neuesten polnischen Werke bekannt zu machen.

Der Theaterzettel belehrt uns, daß der Komponist sein Werk als komische Oper bezeichnet. Ob diese Klassifizierung gerechtfertigt ist, wollen wir wohl bezweifeln, es wäre denn, daß der Komponist dadurch bezeugen wollte, daß es nicht in seiner Absicht gelegen war, eine wirkliche Oper zu schaffen, sondern ein Mittelding zwischen Operette und Oper, denn sowohl vom musikalischen, wie auch vom textlichen Standpunkte beurteilt, enthält diese Oper viel zu wenig Humor, um das Prädikat „komisch" zu verdienen. Das Werk an und für sich, das einige sehr schön ausgearbeitete Stellen aufweist, beweist, daß der Komponist sicher viel Talent besitzt und daß von ihm noch viel zu erwarten ist.

Die Aufführung war viel schwächer, als die bisherigen Opernaufführungen, was aber im Vergleich mit den glänzenden Aufführungen von „Halka" und „Aida" noch immer keinen Tadel bedeuten soll. Frau Marie Zuna hat eine sehr schöne Stimme, verfügt aber noch nicht über eine ausreichende Atemtechnik und hatte somit viel Mühe, ihrer Rolle gerecht zu werden. Herr Stepniowski war stellenweise sehr gut, aber auch der Rolle nicht vollkommen gewachsen. Die übrigen Rollen waren gut besetzt. Wir müssen nur bedauern, daß Herrn Narożny, den wir von der Aidavorstellung kennen, nur eine kleine Rolle zugewiesen worden war.

Es ist zu hoffen, daß sich das Theaterkomitee durch diese Aufführung in seinen Bemühungen nicht beirren lassen wird, in Bielitz gute Opernaufführungen herauszubringen.



Der Film als Geschichtslehrer

Das Bild prägt sich dem Gedächtnis viel stärker und wirksamer ein als das gesprochene oder das geschriebene Wort. Schon aus diesem Grunde erscheint der Film berufen, eine Kulturmission zu erfüllen.

Daß eine Einrichtung wie der Film mit seiner ungeheuren Verbreitung und dem Masseneinfluß, den er ausübt, ebenso nachteilig wirken wie auch Nutzen bringen kann, liegt auf der Hand: es hängt ausschließlich davon ab, wie er angewandt wird.

Längst schon hat man erkannt, daß der Film nicht nur dazu dienen darf, um ausschließlich Unterhaltung zu schaffen, wenngleich — wer wird es leugnen können? — die überwiegende Mehrzahl



Emil Jannings als Heinrich IV. im Ufafilm „Anna Boleyn".

der Lichtspieltheaterbesucher diese Stätten nur aufsuchen, um dort Zerstreuung zu finden. Allein in der Masse steckt immer der Drang nach Belehrung — ganz besonders läßt sich das in den hochkultivierten Ländern Europas beobachten —, nur kann man es begreiflicherweise dem Durchschnittsbürger, der während des ganzen Tages seinen oft schweren Beruf ausübt, nicht zumuten, daß er am Abend in seiner Freizeit einem an und für sich vorhandenen Bildungseifer allzu große Opfer bringe. Immerhin nimmt der Kinogast die sogenannten Kulturfilme gern hin und empfängt von ihnen in Form eines Anschauungsunterrichtes die Darstellung fremder Länder, technischer Neuerungen oder des Lebens der Tiere, wobei er sich mehr oder minder bewußt zu sein pflegt, daß er hier belehrt werden soll.

Minder deutlich wird ihm das gleiche — nämlich die Belehrung — bei einer anderen Filmkategorie, die er von Haus aus eigentlich nur als Unterhaltungsstoff betrachtet, nämlich beim historischen Film. In Deutschland datiert die Aera der historischen Filme, genau genommen, seit der „unvergeßlichen „Madame Dubarry", einem Werke, das kurz nach dem Kriege entstand, und damals von seinen Herstellern als ein gewisses Wagnis betrachtet wurde.

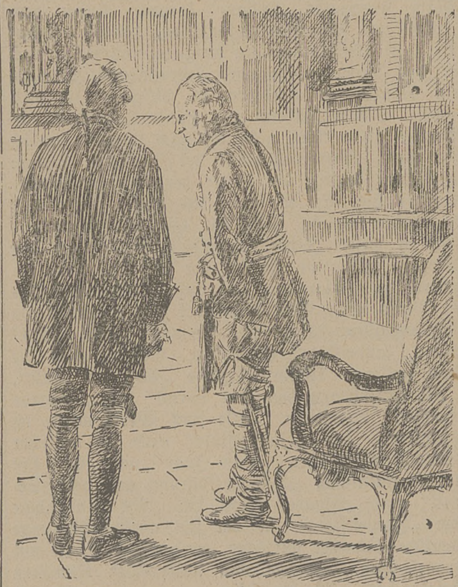
Das Experiment gelang über Erwarten gut und hatte zur Folge, daß nun eine kleine Sintflut historischer Filmdramen hereinbrach, von denen einige mehr oder minder belanglos waren, andere jedoch in ihrer Art als wirkliche Kunstwerke angesprochen zu werden verdienten.

Woran lag eigentlich nun der Erfolg dieser neuen Gattung? Sicherlich nicht nur an dem bunten Beiwerk des Kostüms, und der durch die Handlung hervorgerufenen Spannung, sondern viel stärker wohl noch daran, daß die Beschauer Personen, die ihnen irgendwie geläufig waren, lebendig vor sich erstehen sahen, daß ihnen vergangene Epochen nahegerückt wurden und daß sie verschiedene Einzelheiten jener längst entschwundenen Vergangenheit wie etwas Neues und Unbekanntes kennenzulernen Gelegenheit hatten. Was kein Geschichtsbuch je hatte gewähren können, nämlich die Wiederauferstehung historischer Persönlichkeiten, ihrer Schicksale und ihrer Umgebung, das war hier in vorbildlicher Weise geglückt.

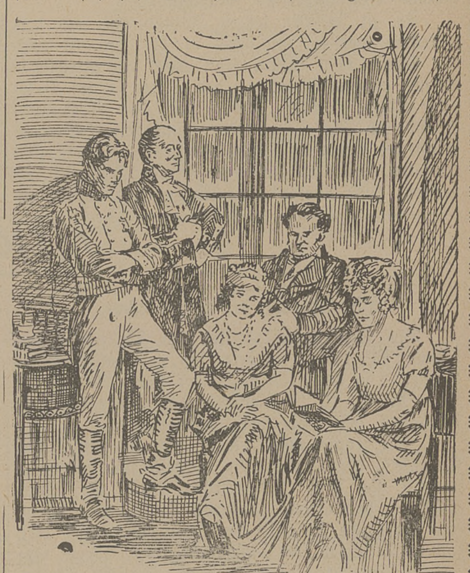
Friedrich der Große, der von so vielen Genannte, aber von so wenigen Gekannte, stieg mit einem Male aus dem Dunkel des Grabes und sein ganzes Leben, Jugend, Kronprinzenschicksal, Kämpfe, Siege, Triumph und Tragik, verkörperte sich in einer reichen Fülle von Bildern, zahlreiche von ihnen so stark und eindrucksvoll, daß sie unvergeßlich bleiben mußten.

Man sah in „Quo vadis?" das Altertum, das Getriebe Roms; bunt und echt in „Ben Hur" die Schauplätze der Bibel; im „Meister von Nürnberg" den alten deutschen Poeten Hans Sachs oder in den „Nibelungen" die sagenhaften Helden deutscher Vorzeit. Kaum eine Figur größerer Bedeutung aus der Geschichte wurde übergangen, „Maria Stuart" ebensowenig wie „Napoleon" oder „Nero", „Iwan der Schreckliche", „Lady Hamilton", „Don Carlos". Die Geschichte wurde ein lebendes Bilderbuch.

Und die Wirkung war deutlich verspürbar: es erwachte ein bis dahin nicht vorhanden gewesenes, nun aber immer stärker wachsendes Interesse für Historik. Leute, die dieses Wissensgebiet bis dahin als eine trockene und langweilige Materie empfunden hatten, begannen mit einem Male Neugierde zu empfinden und geschichtliche Literatur erfreute sich fast von heute auf morgen breitester



Die historische Aehnlichkeit im Film ist selten besser gewahrt worden als durch die Maske, in der der Schauspieler Otto Gebühr die Gestalt Friedrich des Großen verkörpert.



Prinz Louis Ferdinand von Preußen (links) hat in dem gleichnamigen Film, der eine Fülle historischer Bilder enthält, eine verständnisvolle Würdigung erfahren.

Beliebtheit. Andererseits wirkt die immer stärker werdende Verbreitung der historischen Literatur zurück auf die Filmproduktion, die in gewissen Abständen geschichtliche Filmwerke stets wieder auf den Markt bringt. Wiederholt haben die Sachverständigen dieser Industrie die Ueberzeugung ausgesprochen, es sei mit historischen Filmen ein für allemal zu Ende, aber ihre Weisheit erwies sich ebenso oft als trügerisch.

Es braucht nur jemand auf den Plan zu treten, der mit einem geschichtlich originalen Einfall kam, das heißt, der eine noch nicht „verarbeitete" historische Persönlichkeit ausfindig machte, die volkstümlich genug schien, um Interesse erweden zu können — und der Erfolg stellte sich ein.

Freilich ist von Filmleuten hier gelegentlich auch mehr oder minder arg gesündigt worden. Im Bestreben, eine geschichtliche Figur zu popularisieren, hat man die Wirklichkeit und das tatsächliche Geschehen zu sehr vernächlässigt, zugunsten einer erkünstelten und deshalb verlogenen Handlung. Aber solche Fälle bilden glücklicherweise die Ausnahme, im allgemeinen darf gerade dem deut-

schen historischen Film das Zeugnis ausgestellt werden, daß er redlich bemüht war, soweit es überhaupt geht, die Echtheit zu wahren.

Das Gesamtergebnis dieser Entwicklung ist durchaus erfreulich. Es ist heute unbestreitbare Tatsache, daß, im Gegensatz zu einer noch gar nicht lange zurückliegenden Vergangenheit, der Sinn für Historik in Bevölkerungsschichten geweckt worden ist, die vordem für dieses Gebiet wenig oder gar keine Teilnahme an den Tag legten. Und das nun einmal geweckte Interesse begnügt sich nicht mit dem Besuch einer oder der anderen Kinovorstellung, sondern geht auf entsprechende Ergänzungen aus, sucht und findet die geeignete Literatur und arbeitet daran, eine Bildungslücke auszufüllen, die als solche vorher gar nicht empfunden worden war. So hat der Film, ursprünglich kaum in bewußter Absicht, äußerst befruchtend gewirkt, ein Verdienst, das man ihm nicht vergessen darf.

Dr. Erhard Breitner.

Ein kosmischer Film!

„Natur und Liebe" im Ufa-Pavillon, Berlin, versucht in Bildern die Entwicklungsstufen zu geben, die der unermeßliche Reichtum der Lebewesen in seinem Werdeprozeß durchlaufen mußte, um zur Krone der Schöpfung zu gelangen. Dabei sind die Hersteller, man könnte schon sagen „Dichter", dieses Films, als sie sich bei ihrer Arbeit von namhaften wissenschaftlichen Größen unterstützen ließen, darüber klar, daß niemand weiß, wie die ersten Lebenskeime entstanden, die auf dieser Erde den Reigen des Lebens und Liebens eröffneten. Und somit stärkt dieser Film nur das Gefühl der Ehrfurcht vor den Wundern der Schöpfung und fördert nicht etwa das altkluge vorlaute Verneinen biblischer Ueberlieferung, deren schlichte, äonenferne Urzeiten zusammendrängende Vortragsweise sich sehr gut in die Sprache der Wissenschaft übersetzen läßt, wofern man nur das Goethe-Wort nicht vergessen hat: „Geheimnisvoll am lichten Tag läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben, und was sie deinem Geist nicht willig offenbart, das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben!" Aber sie will dem Forscherdrang unendlich viel offenbaren und kommt ihm entgegen mit immer neuen Mitteln und Instrumenten. Jeden Tag springen für die Vorweltkunde neue Möglichkeiten auf. Und eines der Mittel, das Werden der Organismen zu erfassen, von der primitivsten Form bis zum hochgezüchteten Exemplar, ist der Filmapparat geworden. Wie einst von der Erfindung des Mikroskops eine neue Aera naturwissenschaftlicher Erkenntnis datiert, so hat auch der Film die Grenzen unserer Wahrnehmung erweitert und die Augen für Wachstumsvorgänge geöffnet.

Warum filmt man bei Musik?

Von Viola Dana.

Es ist Ihnen sicher bekannt, daß viele Filmdarsteller nur spielen können, wenn unentwegt auf einem Klavier oder einer Geige Musik gemacht wird. Es kommt nicht auf den hohen künstlerischen Wert des Musizierens an, sondern eben nur darauf, daß eine heitere oder sanfte Melodie erklingt, die den Darsteller in die geeignete Stimmung versetzt.

Ich selbst brauche Musik beim Spiel, mancher andere vielleicht nicht. Natalie Kingston beispielsweise, die meine Gegenspielerin in dem neuen First National-Film „Auf einsamen Posten" gibt, (Milton Sills spielt die Hauptrolle) kann glänzend auf die musikalische Beigabe als Stimmungsfaktor verzichten. Wie gesagt, die Musik beim Film wirkt ganz individuell. Um mich ein wenig deutlicher auszudrücken: Man muß zum Tanzen Musik haben. Es ist etwas anderes, ob man ohne Musik tanzt oder mit Musik. Wenn man ohne Musik tanzt, konzentriert man sich auf sich selbst, erdenkt man den Rythmus, während man bei den ersten Klängen der Musik sein Ich vergißt und sich ganz der Melodie und dem Rythmus des Tanzliedes hingibt. Die Musik nimmt also die Selbstkontrolle und die Herrschaft des Ich.

Dasselbe bezweckt die Musik im Filmatelier. Der Darsteller muß sein Ich vergessen und die Rolle erleben. Die Stimmung der Musik versetzt ihn in die Stimmung, die gerade für die betreffende Szene erforderlich ist und streift die störende Nüchternheit ab, die dem Denken anhaftet. Je besser Musik gemacht wird, umso eindringlicher ist ihre Wirkung. Da man aber keine Virtuosen von Rang für das Musizieren im Atelier bekommen würde, die Musiker müssen ununterbrochen viele Stunden lang bekannte Opernmelodien, Serenaden oder Schlager spielen, — so behilft man sich mit weniger großen Künstlern.

Und es geht auch so ganz gut.

Mary Pickford als Oberst.





Danton vor dem Revolutionstribunal.

Szenenbild aus dem Phöbusfilm „Scaramouche". Die französische Revolution mit ihren bewegten Massenszenen stellt den Regisseur vor sehr dankbare Aufgaben und ist daher schon häufig verfilmt worden.



Der Kanal-schwimmer

Roman von Karl Lütge

[19

„Aber Sie dürfen nur wenig trinken", ermahnte sie den Schwimmer. — Allein Fred Bronnen ließ sich das größte Glas eingießen und trank dieses — auf das Wohl Miß Blanks — in einem langen, durstigen, verlangenden Zuge leer.

Miß Blank war entsetzt.

„Das dürfen Sie nicht wieder tun!"

Miß Bagenstecher, die steif und abweisend am Tische saß, schlug die kleinen, dunklen, funkelnden Augen bis zur Decke auf, zu der feine Rauchwölkchen stiegen.

Fred Bronnen war alles einerlei. — Er ließ sich schwere Zigarren kommen und goß sich ein neues Glas Sekt in die Schale, die er erst verschmäht hatte.

„Heute ist Sonntag —, und ich bin kein Heide", sprach er. „Es soll nur heute sein! Morgen, ja, wer weiß, was morgen sein wird — —"

Er goß nach diesen fast pathetischen Worten wie besinnungslos den Sekt hinunter. — Das Glas zerbrach, als er es mit rascher, entschlossener Bewegung auf die Marmorplatte aufsetzte.

Miß Blank schrie leicht erschrocken auf. Der Kellner kam. Man blickte an den Nebentischen zu ihnen.

Fred Bronnen lachte. Beinahe brutal, herausfordernd, unbekümmert.

Miß Bagenstecher erhob sich halb. Der Kellner nahm die Glasscherben schweigend ab und setzte ein neues Glas vor Fred Bronnen nieder. Miß Blank stimmte erheitert in das Lachen Fred Bronnens ein. So wandten sich arglos die Blicke von den anderen Tischen.

„Haben Sie sich verletzt?" forschte Miß Blank, als der Kellner gegangen war.

„Nein — — es war nur eine Ungeschicklichkeit von mir — bitte verzeihen Sie, Miß Blank — —"

Fred Bronnen fuhr nicht fort. Ein Blick Miß Blanks traf ihn, der ihn an einer weiteren Lüge hinderte. Sie schien zu ahnen, zu verstehen.

Am liebsten wäre er aufgesprungen, um ihr dafür die Hände zu küssen. Aber da saß die steife Gesellschafterin, deren kleine funkelnde Augen zeitweilig so intensiv über ihn gingen, und die sich, wenn er sie betrachtete, dann stets steif und ablehnend gab. Sie sprach kein Wort, aber sie verstand es desto besser, zu stören.

Ein Gedanke kam Bronnen: Er wollte jetzt, in dieser Umgebung, auf diesem neutralen Boden, ungestört mit Miß Blank sprechen, ihr berichten von dem voreiligen Schritt, der zum Bruch mit dem Vorsitzenden und Trainer führte und den Verlust seiner Mitgliedschaft bei seinem Verein nach sich ziehen mußte. — So begann er von dem Treiben Ostendes begeistert zu sprechen und ließ versteckt den Wunsch einfließen, an dieser Stätte des schrankenlosen Vergnügens länger als flüchtige Nachmittagsstunden zu weilen.

„Gern", erklärte Miß Blank, die ihn rasch begriff, zu seiner Freude. „Wir bleiben einfach heute nacht hier und fahren morgen früh zurück! — Einverstanden? — Ich habe einen kleinen Reisekoffer für solche raschen Entschlüsse, die ich sehr liebe, immer hinten auf meinem Wagen!"

Fortsetzung auf Seite 70.

Frauenfragen

Die Einteilung unserer Räume.

Von Christel Broehl-Delhaes.

Es gibt eine ganze Menge Menschen, die „schön" wohnen wollen., Da gibts den „Salon", das Speisezimmer, das Herrenzimmer usw. Und den hinteren Raum, den man für nichts „besseres" brauchen kann, den richtet man als — Schlafzimmer ein. Die besten, köstlichsten Zimmer für Besuch-, besser gesagt, Prunkzwecke! Die zweitbesten für Wohnräume des täglichen Aufenthaltes und die übrigbleibenden für Schlafzimmer! So lautet bei vielen die Parole.

Es sollte umgekehrt sein! Zum Schlafraum sollten die besten, luftigsten und größten Räume verwandt werden. Für die Gesundheit ist auch gesunder Schlafraum unbedingt notwendig. Wieviele Erkrankungen wurden und werden noch auf unzweckmäßige Schlafräume zurückgeführt.

Es liegt dem Menschen nun einmal im Blut, die Zimmer, die er seinen Gästen vorführt, möglichst elegant und vornehm auszustatten. Gastfreundschaft gewiß in Ehren, aber ist nicht unsere Wohnung einmal an erster Stelle für uns da?

Besonders bei beschränkten Wohnungsverhältnissen müssen wir mehr denn je auf die tadellose Beschaffenheit unserer Schlafzimmer achten. Lieber ein Schlafzimmer mehr, als Notbehelf. Wie freudig ist z. B. bei Erkrankungen das zweite Schlafzimmer zu begrüßen. Wie stört das öftere Andrehen des elektrischen Lichtes, Wassertrinken, Herumwälzen im Bette, wenn ein Gesunder gezwungen ist, im gleichen Zimmer zu schlafen. — Wohl kann man provisorisch einmal ein Bett auf dem Diwan herrichten. Gewiß, das geht. Aber äthetisch und hygienisch ist das nicht. Man hat sich den ganzen Tag im Wohnzimmer aufgehalten, dort gegessen, und legt sich nun dort zur Ruhe. Im Herrenzimmer, wo bis in die späte Nacht hinein geraucht und getrunken wurde, liegt, trotz raschen Lüftens, ein unangenehmer Geruch. Und die Lungen des dort auf der Chaiselongue Liegenden atmen diese Gifte ein.

Wie anders ist da ein frisches, sauberes Schlafzimmer, dessen weißes Bett lockt; wir ruhen besser aus, erwachen frisch und schleppen obendrein noch keine Krankheitskeime mit.

Man wird mir entgegenhalten, daß man durch die Wohnungsnot — wirklich nicht — nein, man könne nicht anders — es sei nun mal so'ne Wohnungsknappheit — —

Man kann schon! Erst die Schlafräume! Dann die Luxus- und Prunkräume! Sie sind nicht unbedingt zum Leben erforderlich. Aber uns und unserer Familie sind wir Gesundheit schuldig. Wir erhalten und fördern sie nicht zuletzt durch die einwandfreie Beschaffenheit unserer Schlafzimmer!

Die geistreiche Nadelkünstlerin, Gräfin Ida von Zedlitz-Trützschler, hat in ihrer Abgeschlossenheit wieder einige ausgezeichnete Stickereien vollendet, nachdem eine schmerzvolle Krankheit sie monatelang von ihren geliebten Bildstickereien, die den Inhalt ihres Lebens bedeuten, fern gehalten hat. Ihre feinen Blumenstücke, die sie ohne Aufzeichnung der Natur nacharbeitet, haben die Aufmerksamkeit mancher Kenner auf sich gezogen, die in Kissingen, dem Wohnort der Künstlerin weilten, und die ihre feinen Stilleben auf den dortigen Ausstellungen sahen. Gräfin Ida von Zedlitz-Trützschler hat auch an der Hamburger Ausstellung „Frauenschaffen im 20. Jahrhundert" einige ihrer Arbeiten gezeigt und auf Wunsch der Prinzessin Hermine, anläßlich deren Kuraufenthalt in Kissingen eine kleine Sammlung im Kurhaus zusammengestellt; das schönste Kissen wurde daraufhin nach Doorn verkauft. Wer die innige Naturfreude und den rastlosen Fleiß der anmutigen Künstlerin kennengelernt hat, wird sich mit ihr über jeden Erfolg freuen, umso eher als sie in völliger Abgeschlossenheit ganz ihren Studien lebt ohne jedes Verständnis für den merkantilen Einschlag des modernen Lebens. Else Levin.

Die Tracht der Kinderpflegerin.

Vor Jahren war die „farbig gekleidete Spreewälderin" das Ideal der jungen Mama aus reichem Hause. Die Spreewälderin ist völlig aus dem Straßenbilde verschwunden, sie hat der ausgebildeten „Nurse", der Kinderpflegerin, Platz gemacht. Während sich die Spreewälderin, die meist nicht nur als Pflegerin, sondern auch gleichzeitig als Amme wirkt, rein instinktiv mütterlich betätigte, ist die Pflegerin eine hygienisch ausgebildete jüngere oder ältere Person, eine Art „Kinderschwester", die in Säuglingsheimen ihre Lehrzeit verbracht hat und sich in jeder Beziehung von der Spreewälderin, aber auch von der ungelernten Kinderfrau, die früher vielfach die Amme ablöste, unterscheidet. Die gelernte Pflegerin zeigt auch in ihrem Aeußeren diesen Unterschied, es ist „Ehrensache" der jungen Mutter, ihre „Nurse", wie die Kinderschwester vielfach genannt wird, in Tracht auftreten zu lassen. Das geschieht nicht nur aus Eitelkeit, sondern auch aus hygienischen Gründen, denn eine einwandfreie Kleidung der Pflegerin unterstützt das Gedeihen des Kindes sehr beträchtlich. Die Säuglingsschwester trägt im Winter ein dunkelblaues hochgeschlossenes Kleid und eine weiße, schmucklose Schürze, mit einer Seitentasche. Als Kopfbedeckung eine weiße Batisthaube ohne Spitze, ohne Stickerei mit herabhängenden Enden. Das blaue Kleid kann durch ein braunes oder graues Wollkleid ersetzt werden, braun in den verschiedenen Tönen zwischen kaffee- und tabakbraun ist sehr beliebt und kleidsam, schwarz für eine Säuglingsschwester bestimmt nicht in Frage. Zum Auflichten des Kleides verwendet man einen schmalen weißen Kragen und weiße Aermelaufschläge, ohne jede Verzierung, auswechselbar. — Wer besonders Wert auf Verzierung der weißen Sachen legt, kann die Schürze, das Häubchen, die Aermelaufschläge und den Kragen mit einem einfachen Hohlsaum schmücken, nötig ist es nicht. — Zum Ausgehen trägt die Pflegerin im Winter einen einfachen Mantel mit langem, abnehmbaren Kragen, in der Farbe des Kleides. Im Sommer werden leichtere Stoffe in denselben Farben gewählt, für sehr heiße Tage kommen gestreifte Waschkleider in blau-weiß, braun-weiß, grau-weiß in Betracht. Junge Pflegerinnen tragen gern rein weiße Kleider im Schnitt der Schwestertracht ohne jede Verzierung. Das ist sehr wesentlich, da sonst der Charakter der Tracht verloren geht. Die üblichen Schwesternschuhe vervollständigen den Anzug, zusammen mit schwarzen Strümpfen im Winter und weißen Strümpfen im Sommer. Braun, sandfarbene und graue Strümpfe werden ebenfalls getragen, allzu modische Farben kommen indessen bestimmt nicht in Frage. Armbanduhren gehören zur Tracht, Schmucksachen fallen bereits aus dem Rahmen, wenn es sich nicht um einfache oder zum mindesten nicht auffällige Stücke handelt.

Else Pauli.

Kinder und Tiere.

Von Willi Alberts.,

Man könnte ein bekanntes Wort folgendermaßen umändern: „Sage mir, wie du mit Tieren umgehst, und ich will dir sagen, was für einen Charakter du hast!"

Man könnte es weiter umändern in: „Sage mir, wie deine Kinder mit Tieren umgehen, und ich will dir sagen, wieviel — oder wie wenig — deine Erziehung wert ist!"

Kindern sollte man keinerlei Tiere als Spielzeug geben, handele es sich nun um weiße Mäuse, Meerschweinchen, oder was immer.

Etwas anderes aber, etwas grundsätzlich anderes ist es, Tiere — unter steter wachsamer Obhut der Erzieher — Kinder zur Pflege anzuvertrauen.

Tiere — und Blumen, vielleicht sogar ein ganzes Beet aller Art Pflanzen —, von Kinderhand betreut, sind wertvolle Hilfsmittel häuslicher und vielfach schon schulischer Erziehung.

Kinder zugegen sein lassen, wenn Tiere geschlachtet werden, ist eine Rohheit sondergleichen gegen die kindliche Seele.

Als in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der Fürst von Schwarzburg-Sondershausen eine Verordnung erließ, daß jüngere Kinder nicht beim Schlachten der Schweine und anderer Tiere zugegen sein dürften, bewies er dadurch eine größere Kenntnis der kindlichen Seele und ein größeres Verantwortungsgefühl ihr gegenüber als die vielen Dutzende Verfertiger wohlfeiler „Witze" darüber, die sich damals selbst in führenden Blättern in „geistreichen" Aeußerungen ergingen.

Wir sind weitergekommen, das muß und kann doch gesagt werden.

Heute würde man solche Verordnungen kaum noch belachen, sondern im Gegenteil, sie begrüßen. Meines Wissens bestehen z. Z. allerdings nur hier und dort Polizeiverordnungen darüber.

Das „Schlachtefest" von einstmals, das sogar noch einen Ludwig Richter zu einem Bilde begeistern konnte, ist heute selbst in den abgelegensten ländlichen Gegenden im allgemeinen kein „Familienfest" im alten Sinne mehr: die Kinder haben kaum noch Zutritt zu ihm.

Und das ist so gut.

Aber wenn in einer kleinen Stadt ein Schlächter seine Ladung Schweine allwöchentlich sozusagen in aller Oeffentlichkeit erhält, die armen Tiere an Ohr und Schwanz vom Wagen geworfen und ebenso in den Stall bezw. die Schlachtstätte gezerrt werden, wobei Kinder jeden Alters mit Halloh und Freudejauchzen hilfreich zur Hand gehen — dann werden in wenigen Minuten die Früchte langjähriger Erziehung in Haus und Schule leichtfertig vernichtet.

Wohlgemerkt: Dem Schlächter kann man's nicht übelnehmen, daß er die Kinder nicht nur zusehen läßt — wie sollte er sie auch von der Straße fortweisen können? —, sondern sogar zuläßt, daß sie die Tiere mit anfassen, zerren und hetzen: Er wird sich kaum Gedanken darüber machen, daß die Kinder dadurch verrohen könnten, zumal es ihm ja „auch nichts geschadet" hat, daß er gerade diesen Beruf ergriff. Wenigstens wäre es durchaus falsch, behaupten zu wollen, daß Schlächter roh seien. Das braucht durchaus nicht zu sein!

Aber wenn die Eltern lachend dabei stehen oder lächelnd in den Fenstern liegen — das ist etwas ganz anderes!

Sage mir, ob deine Kinder mit dabei sind — und ich will dir sagen, was deine Erziehung wert ist, oder allenfalls auch, wie wenig Wert sie hat!

Die meisten Fehler — auch unseren Kindern gegenüber — liegen am Mangel im Nachdenken.

Denkt mehr nach, ihr Eltern, und — handelt eurem Nachdenken gemäß!

Denn es geht dabei um eure Kinder!

„Die Frau, ein neuzeitliches Gesundheitsbuch" nennt Dr. med. Hermann Paull ein sehr gutes illustriertes Werk, das im Verlag von Strecker und Schröder, Stuttgart, erschienen ist. Bereits wie Paull in der Einleitung seines Buches sagt „daß der Tod die Quelle des Lebens und daß das Leben die Bedingung des Todes ist" gibt seinen Ratschlägen für das weibliche Geschlecht eine besonders fruchtbare Note. In 20 ausführlichen und mit erläuternden Abbildungen aus den Werken berühmter medizinischer Meister geschmückt, spiegelt sich der weibliche Körper, Menschwerdung, Geschlechtsanlagen und Triebe, Krankheitserscheinungen, Wechseljahre und viele andere Dinge, die das persönlichste und intimste Leben der Frau berühren. Von der verhängnisvollen Entwicklung des modernen, dem Manne gleich schaffen wollenden Weibes spricht hier der Arzt, dem Körper und Seele und nach verkümmern müssen, wenn die Befähigung zur Mutter mehr und mehr außer acht bleibt und zu einer großen Volksgefahr führt. Und Paull kommt recht wie ein Freund zu den Unwissenden oder nur Unbedachten, um ihnen aus reicher Erfahrung heraus zu raten und zu helfen. Ehe und Geschlechtstrieb, Liebesopfer, Verhütung und Unterbrechung der Schwangerschaft, die Verantwortung vor dem kommenden Geschlecht, Ernährung und Pflege des Säuglings und Erziehung des Kindes, alles wird ausgesprochen und geklärt. Für reifere Mädchen und Frauen ein Geschenk, das sicher im Sinne aufbauender Kräfte wirkt, die wir ja alle nach den zerstörenden Kriegsereignissen bitter nötig haben.

Im gleichen Verlage erscheinen auch die Frauenbücher von Clara Ebert-Stockinger „Mutterschaft" und „Das Buch der Hausfrau", eine neuzeitliche Haushaltungskunde, in der über Ernährungswissenschaft, Praxis, Gesunderhaltung des Körpers und Krankenpflege, sowie auch über die geistigen Aufgaben der Frau in 316 Buchseiten geplaudert wird. Und wenn das Werk „Mutterschaft" den jungen Frauen ein willkommenes Geschenk sein dürfte, so wird es den erwachsenen Töchtern und werdenden Hausmüttern die praktische Wissenschaft im Buch der Hausfrau sicherlich eine nützliche Freundin werden.



Wittenberg ist ein verträumtes Städtchen, das in flacher, eintöniger Wiesenlandschaft an der Elbe liegt. Grau und schmucklos sind die Häuser der Alt-Stadt, holprig ist das Pflaster, und erst seit die Industrie mit ihren Maschinenfabriken, Eisengießereien, Tonwaren- und Spritfabriken einen breiteren Raum einzunehmen beginnt, fängt es an, sich den Schlaf aus den Augen zu reiben. Seinen Weltruhm aber verdankt es nur der Reformation. Denn an die damalige Universität berief im Jahre 1508 Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen den Augustinermönch Martin Luther als Doktor der Philosophie. Mit ihm wirkten hier Justus Jonas, Bugenhagen und der erst 21jährige Philipp Melanchthon, der die griechische Sprache lehrte. Ueberall stößt man auf die Spuren dieser großen Männer.

Schon eingangs des Städtchens bezeichnet eine jetzt 100jährige Eiche die Stelle, an der Luther am 10. Dezember 1520 die päpstliche Bannbulle verbrannte. Zu Beginn der Collegienstraße steht dann das Augusteum und in seinem Hofe das Lutherhaus, ein Rest des früheren Augustinerklosters, in dem Luther viele Jahre gewohnt hat. Die Lutherhalle, ein Lutherzimmer mit alten Möbeln und Kachelofen, eine Sammlung von Handschriften, Münzen, Bildern und Büchern, persönliche Andenken Luthers und seiner Gattin Katarina von Bora erinnern an Luther und die Reformationsbewegung in weitestem Sinne. Wenige Häuser weiter befindet sich Melanchthons Wohn- und Sterbehaus und in der Nähe des Marktes das Cranachhaus. Auf dem Marktplatze stehen die Erzstandbilder Luthers und Melanchthons, gotisch überdacht und ein altes, aus dem 16. Jahrhundert stammendes Rathaus.

W. Thiele

Wittenberg

Auf einem freien Platze hinter dem Markte erhebt sich die zweitürmige Stadtkirche. Hier hat Luther oft gepredigt, und 1521 wurde hier zuerst das Abendmahl in beiderlei Gestalt gereicht. Den Altar zieren Gemälde Lukas Cranachs d. A., und vor ihm liegt Bugenhagen begraben, der der erste evangelische Pfarrer der Stadtkirche war. Dicht daneben steht die Kapelle zum „Heiligen Leichnam", ein baufälliges Kirchlein aus katholischen Zeiten, das jetzt dem Heimatverein dient.

Hart am Ende der Stadt ragt der Kuppelturm der Schloßkirche empor. An die Nordtür dieser Kirche schlug Luther am 31. Oktober 1517 seine 95 Thesen. Diese Tür verbrannte im 7jährigen Kriege, in dem die Schloßkirche auch sonst schwer beschädigt wurde. Auch 1813—14 litt sie arg unter der Beschießung, so daß man sie Ende des vergangenen Jahrhunderts gänzlich erneuerte. Eine 3 m hohe Tür schmückt jetzt den nördlichen Eingang, und auf ihr ist der Wortlaut der Streitsätze in ehernen Lettern gegraben. Im Innern vor der Kanzel liegen unter schmucklosen Platten Luther († 18. II. 1546 zu Eisleben) und Melanchthon († 14. IV. 1560) begraben. Rechts und links vom Altar knien die Marmorgestalten Friedrichs des Weisen, Gründers der Universität († 1525) und Johanns des Beständigen (1532). Peter Vischer d. J. und Hans Vischer fertigten ihre ehernen Grabmäler.

Wittenberg war einst der Wohnsitz der askanischen Kurfürsten von Sachsen, später der Wettiner und fiel nach den Freiheitskriegen an Preußen.

1817 wurde die Wittenberger Universität mit der Hallischen vereinigt. Immer stiller wurde das Städtchen, und nur die Erinnerung an die Taten der Reformatoren bleibt lebendig.

Fast scheint es, als sei das alte in sich zusammengesunkene Georgikirchlein, das da wie ein an trüber Erinnerung haftender Greis inmitten eines malerischen Kirchhofs in Wolgast steht, für das Geschick, das vor Zeiten über diese Stadt hinwegging, ein Symbol. Birgt es doch in seinem Innern eine Tafel, die einen der ältesten Totentänze darstellt, primitiv zwar in der künstlerischen Gestaltung, aber nichtsdestoweniger eindringlich in seiner grotesken Verzerrtheit. —

Und wahrlich, durch Jahrhunderte war es so, als würde wirklich der Tod, der mitleidlose Spielmann, ihren Bewohnern zum Tanz aufspielen, daß diese ihm in Scharen folgen mußten.

Wolgast zählt heute ungefähr 7000 Einwohner, und doch steht nach einer lakonischen Aufzeichnung in Wolgasts Chronik zu lesen, daß es eine Zeit gab, wo nur 53 Ueberlebende die Stadt bevölkerten. Wie dies zuging, ist nicht schwer zu erraten, wenn wir uns folgendes vor Augen halten. Um 1628 durch Wallenstein erobert, wurde die Stadt um 1630, also zwei Jahre später, zum erstenmal von den Schweden heimgesucht, knappe sieben Jahre darauf, um 1637 wiederum von den Kaiserlichen, ein Jahr danach abermals von den Schweden, 1675 vom Kurfürsten von Brandenburg, worauf sie bis 1815 in schwedischen Händen blieb.

Ja, selbst die Furie des Siebenjährigen Krieges brauste über Wolgast hin, und nicht minder hatte es durch die napoleonischen Kriege zu leiden, wobei das Ziel all dieser Kämpfe von altersher die Odermündung bildete. Im wahrsten Sinne mit Tränen und Blut geschrieben dünkt uns die Chronik dieser Stadt, wenn wir, in alten Dokumenten blätternd, lesen, daß Zar Peter der Große als Entgelt für die Einäscherung Altonas durch die Schweden Wolgast 3 Tage lang plündern und dann völlig niederbrennen ließ. Daraus erklärt sich wohl auch, daß nur so wenig altertümliche Bauwerke auf unsere Zeit gekommen sind. Außer dem schon genannten Georgikirchlein sind höchstens noch die Petrikirche, ein dreischiffiger, gotischer Hallenbau aus dem 18. Jahrhundert, der einen Epitaph des um 1560 verstorbenen Herzogs Philipp I. birgt, und die Reste des alten Herzogsschlosses selbst bemerkenswert.



Am Ruden, der Düneninsel vor der Mündung der Peene in die Ostsee, wo einst Gustav Adolf, der Schwedenkönig mit seinem Heere landete, ist heute eine Eisengießerei errichtet. Der Hafen der Stadt ist für alle Fahrzeuge bis zum größten Tiefgang eingerichtet, bietet doch der Ruden selbst größeren Seedampfern eine gute Landungsmöglichkeit, und so blüht trotz der freudlosen Vergangenheit in dem neuzeitlichen Wolgast Handel und Schiffahrt. Von dem Gewerbefleiß seiner Bewohner zeugen zahlreiche Stahlgießereien, Spiritus-, Tabak-, Zement- und chemische Fabriken, sowie eine stattliche Menge emsiger Mühlen.

Jedoch auch der schönheitsdurstige Mensch kommt zu seinem Recht, wenn er einen Spaziergang aus Wolgast hinaus in die Stadtanlagen macht. Von gemächlich ansteigenden Hügeln hat er einen weiten Blick über die Peene und den Hohendorfer See bis zum Bauerberg bei Lassan. Ein hübsches Muschelkalkdenkmal erinnert an die im Weltkriege gefallenen Helden. Das Allerschönste in Wolgast ist jedoch zweifellos ein einsamer Nachtspaziergang im hellen Mondenschein. Wie ein Silberband mutet der Hafen an; und ein Blick vom Schloßplatz auf die Wasserseite des Ortes bietet ein Bild, das man nicht vergessen wird. J. W.

MODE VOM TAGE.

Macht der Sport häßlich?



1. Frau Jaros Szabo, die Weltmeisterin im Kunstleislauf.
2. Anni Gordan, eine der bekanntesten deutschen Fechterinnen.
3. Ilse Steinhoff, die ehemalige Berliner Junior-Tennismeisterin.
4. Frau Freudling, eine der hervorragendsten Erscheinungen auf deutschen Reitturnieren.

Unlogisches in der Frauenmode.

Mode ist nicht immer geschmackvoll, noch seltener logisch. Auswüchse hat es immer gegeben. Aber kaum je ist das so in die Augen gefallen, wie bei der heutigen. Man spricht, im Hinblick auf den Bubikopf und die einfache Grundform des modernen Frauenkleides von einer „Vermännlichung“ schon des äußerlichen, der modernen Frau. Aber der Schein trügt hier, denn wer zuerst und mit leidenschaftlichem Eifer sich den „Bubikopf“ und den schlichten, kniefreien Rock zu eigen machte, das waren nicht die geistig arbeitenden oder die echten „Berufsfrauen“, die sogenannten „Emanzipierten“, sondern vielmehr gerade diejenigen, die vorwiegend „Weibchen“ und, um ein nicht sehr geschmackvolles, aber treffendes Wort zu brauchen, „Geschlechtstierchen“ sind und sein wollen. Und hier komme ich schon zu der „Unlogik“. Der Pagenkopf, mehr noch der Bubikopf nach „Herrenart“ gibt männlichen Anstrich — und nun noch dazu rotgemalte Lippen, angestrichene Augenbrauen, gepuderte Wangen, und die langen Ohrgehänge, den weibischesten Schmuck, den man sich denken kann! Ist das Logik? —

Weiter. Tiefer Winter, der Schnee liegt hoch, der Wind weht eisig. Tief in den breiten Pelzkragen verkriecht sich das fröstelnde Schöne; bis über die Stirn hinab zu den Augen, über die Ohren hinunter zieht sie den mützenartigen Hut. Aber die mit dünnem Florstrumpf bekleideten Beine gucken bis weit über die Knie aus dem Röcklein, und ausgeschnittene Spangenschuhe mit spitzen Hakken stampfen über den Schnee! — Im Sommer trug man ungern den Hut; frei sollte die Luft das Haupt umspielen dürfen. Und ein breites, die ganze Stirn deckendes, unkleidsames, buntes oder gar schwarzes Band umschnürte Kopf und Haare; nicht um letztere zusammen zu halten, vor dem Flattern zu bewahren. Sie konnten ja nicht flattern, weil sie kurz, ganz „männlich kurz“ abgekratzt waren! Völlig unlogisch das Bild eines nebeneinander wandelnden Paares. Die Dame so ausgezogen wie möglich, mit engem Rock, der Herr ängstlich in Kleider gehüllt, mit langen, weiten Beinkleidern, aus denen nach Verbrauch — wie praktisch allerdings! — gut zwei Damenkostümröcke geschneidert werden können!

Und schlimmste, krasseste Unlogik! Jung und hübsch soll die Bubikopfmode! und der kurze Rock machen? Keine Mode hat das Altern so sehr hervortreten lassen, wie die heutige! Eine ins Breite gehende Figur im engumspannenden Kleid, das die schwerfällig, vielleicht schon plump und verbogen aussehenden Beine allzu unbarmherzig sehen läßt; auf fettem Nacken der kurzgeschorene, nun viel zu unverhältnismäßig kleine „Römerkopf“ einer deutschen Frau!

Oder umgekehrt: Der hagere, verschrumpfte Arm nackt aus ärmellosem Gewand schauend. Von der Rückseite spürt man das Alter der Trägerin höchstens an den grauen Strähnen, die der Bubischnitt mitleidlos enthüllt, sonst vielleicht erscheint sie noch jugendlicher. Aber wenn sie sich wendet! Ach da wird zur Wahrheit der Ausspruch: „Hinten Lyceum, vorn Museum!“ Ihr lieben Damen, junge und ältere, kleidet euch so modern wie ihr irgend mögt! Aber wahrt den Geschmack und die Logik, sonst macht ihr euch häßlich oder lächerlich. Gerade bei der heutigen Mode gilt es mehr als je, das: „Eines schickt sich nicht für alle.“

Florentine Gebhardt.

Die Dame im Hause.



1. Teegown aus Goldspitze über türkisblauer Seide.
2. Gelb-weißer Pyjama mit einer Stickerei an der Taille.

Modische Unterkleidung.

(Nachdruck verboten.)

Zur eleganten Wirkung der modernen Kleidung ist es erforderlich, daß auch die Unterkleidung immer dünner und enger wird. Besonders zum Abend ist jeder Zentimeter Stoff in der Weite und Länge zu vermeiden, so daß die bisher getragene Hemdhose unten und besonders oben so lange abgeschnitten wurde, bis zum Schluß nur ein kurzes „Tanzhöschen“ übriggeblieben ist. Dieses, meist aus dem Seidenstoff des Abendkleides gefertigt, wird unten mit Stickereien verziert und durch Tüllvolants zusammengehalten; mit abzuknöpfender Klappe versehen, erspart es jede andere Unterkleidung. Für den Winter erfreut sich die reinseidene Wäsche größter Beliebtheit, weil sie sehr warm hält; Kombinationen aus Crepe de Chine sieht man in einfacher und eleganterer Ausführung, nur mit einfachen Hohlsäumen und leichter Stickerei oder mit reicherer Stickerei, Spitzen, Tüllvolants und Ansätzen verziert. Auch seidene Schlüpfuntertaillen mit langen Aermeln und tiefem Ausschnitt werden der wollenen Wäsche vorgezogen, schon aus dem Grunde, weil Wolle nicht jeder vertragen kann. Wer sich aber vor Erkältungen schützen muß, wählt die sehr feinen, dünnen Kombinationen aus Wolle und zieht diese auch unter der feinen Batist- oder Kunstseidenwäsche an, oder begnügt sich mit ein Paar kurzen Schlüpfhöschen aus Wolle, deren Aehnlichkeit mit den Windelhöschen unverkennbar ist. Das Nachthemd wird im Winter ebenfalls aus Crepe de Chine getragen: die breite Passe ist reich gestickt oder mit Tüll eingefaßt. Wer feine Batistwäsche vorzieht, reich mit Spitzen besetzt, bedient sich gern eines Nachtjäckchens oder einer Schlafjacke aus Wolle zu deren Garnitur Schwan oder Marabu sehr beliebt ist, wenn nicht ein mit der Hand gehäkeltes oder gestricktes Jäckchen den Vorzug erhält. Die eleganten Pyjamas aus zwei abweichenden Stoffen sind mit langen Hosen und jumperartigen Jacken sowohl in Seide als in feiner Wolle in den extravagantesten Ausführungen beliebt; auch kariert oder in Muster gesteppte Schlafjacken werden für die kühlen Nächte gern getragen, während für den Morgen der wattierte Kimono mit reichen japanischen oder indischen Stickereien an seine Stelle tritt.

Seidene Unterwäsche hat nicht so viel Garnierung nötig wie solche aus Leinen oder Kattun. Eine kleine Stickerei in Stilstich oder ein Hohlsaum am Rande, ein kleines Monogramm, das genügt für die Unterwäsche, die unter einfachen Kleidern getragen wird. Spitzen findet man nur an der Unterkleidung, die unter Nachmittags- und Abendkleidern getragen werden. Valenciennespitzen, die früher sehr beliebt waren, verwendet man heute nicht mehr. Mit Vorliebe wählt man augenblicklich farbige Unterkleidung: rosa, blau, seegrün, die Sucht nach Harmonie ist selbst bis zu den untersten Lagen unserer Toilette durchgedrungen. Ein rosa oder zartblaues Kleid erfordert eigentlich eine Unterkleidung, in derselben Farbe. Doch in dieser Hinsicht ist die Mode nicht allzu streng.

M. N.

Uhren und Mode.

(Nachdruck verboten.)

Es gibt eine Uhrenmode. Auch die Uhr, Herrenuhr und Damenuhr, ist seit einigen Jahren bestimmten Gesetzen der Mode unterworfen. Freilich ist die Uhrenmode nicht willkürlich geschaffen worden, sondern ist aus Gründen der Zweckmäßigkeit und praktischen Nützlichkeit entstanden.

Die Armbanduhr, die sich so schnell eingebürgert hat, mußte kommen, als man auf der Suche nach einem passenden und vernünftigen Platz für die Uhr war. Das Handgelenk erwies sich als die bequemste und beste Lage dafür. Und auch das in Mode gekommene längliche Zifferblatt, statt des runden, ergab sich, weil die längliche Form sich besser an den Arm anpaßte.

Natürlich haben in einer Zeit, in der der Schmuck bei der Damenkleidung triumphiert, auch die Uhren eine größere Rolle zu spielen begonnen. Die Uhr ist als Schmuck, der das Angenehme mit dem Nützlichen verbindet, mehr bevorzugt worden, und so kam es, daß neben der Armbanduhr auch die Uhr im Fingerring, im Knopfloch, am Pelz und sogar als Brosche, wie in den Zeiten unserer Großmütter, getragen wurde. Die Technik hat dabei mit besonderer Meisterschaft gearbeitet. Sie hat Uhren geschaffen, die selbst in den kleinsten Dimensionen noch zuverlässigen Dienst versprechen.

Früher hatte man seine Uhr, die Uhr, das heißt, ein einziges Exemplar, oft ein Erbstück, das man Generationen hindurch trug. Heute ist das größtenteils anders. Heute trägt die Dame unterwegs, für die Straße und für die Reise die einfache schlichte Form, rund oder oval, zum Sport wird die goldene Armbanduhr getragen (hier mit einer Juwelenuhr zu prunken, wäre stillos) und abends zur Gesellschaft nimmt man die weißgoldene oder die Platin-Uhr, mehr oder weniger reich mit Juwelen geschmückt. Die zarte Harmonie und Eleganz des Abendkleides soll nicht durch eine schwerfällige Uhr gestört werden.

Für den Herrn gilt das gleiche. Auf der Straße und im Bureau tut die gewöhnliche Taschenuhr ihren Dienst, beim Sport die Armband-

uhr, die sich wegen ihrer bewährten Zweckmäßigkeit auch beim Herrn eingebürgert hat, zum Gesellschaftsabend nimmt man die Frackuhr mit der kurzen Chatelaine. Die Hauptsache hierbei ist, daß die Uhr recht flach wirkt, denn das klotzige, in der Westentasche sich abzeichnende Modell, die sogenannte „Kartoffel", ist verpönt; ebenso wie zum Frack die durchgeknöpfte Uhrkette eine Unmöglichkeit geworden ist.

Etwas verschwindet immer mehr, und es ist nicht schade drum; das lederne Gehäuse für die Armbanduhr, das plump und grob wirkte und Staub und Schweiß ansammelte. Hier war es der Schönheitssinn, der sich Geltung verschaffte und das Ledergehäuse verbannte, wie es überhaupt ästhetische Gründe waren, die, neben der Zweckmäßigkeit, eine Moderichtung bei den Uhren aufkommen ließ.

Der Aufdruck der 24-Stunden-Zeit, der eine Zeitlang geübt wurde, hat rasch wieder aufgehört. Es war nur ein vorübergehender Brauch, der sich nicht einbürgerte. Mit Recht. Ein hübsches Zifferblatt, das Gesicht der Uhr, wird durch diese doppelte Stundenbezeichnung nur verschandelt und verliert damit sein charakteristisches Gepräge. Ueberdies hat sich der 24-Stunden-Aufdruck als vollständig überflüssig erwiesen. Es geht gut und besser ohne hin.

Großmamas als Mannequins.

Wir Frauen sind als gut trainierte Anhänger von Frau Mode daran gewöhnt, daß die Mannequins überschlanke, sehr elegante junge Damen mit Bubiköpfen sind. Eine Dame, die sich in den Hüften wiegend an uns vorbeischiebt auf der Modenschau und die allerlei herrliche Neuheiten darstellt, die natürlich nur bestimmt und brauchbar sind für ebenso schlanke diäthaltende Evastöchter. Die Natür hält jedoch nicht Rechnung mit den Maßen und modernen Schönheitsverhältnissen, welche die Mannequins angeben. Sie zählt unter ihren Kindern noch immer einige, die mehr oder weniger zur Korpulenz neigen. Allem Sport und aller Diät zum Trotz, befinden sich überall in der Welt noch Frauen, deren Figur ein großes Maß in Kleidungsstücken fordert; ein extra großes Maß: Mammutmodell, wie die moderne, schlanke Frau wohl gern höhnt. Doch diesem Hohn zum Trotz ist es Tatsache, daß noch große Nachfrage nach „Mammutmodellen" herrscht. Warum sollen diese nun nicht ebensogut von Mannequins vorgeführt werden können wie die schlanken Modelle?

Die vornehme Winterkappe.



Londoner Westend-Firmen stellten diese Frage und beantworteten sie bejahend. So kam es, daß Großmamas von 45 bis 55 Jahren ihren Eintritt hielten in verschiedene Anprobier-Ateliers; und bis heute sind sie dort mit viel Erfolg tätig. Denn die Mannequin-Omas, für die man im allgemeinen sehr respektable Hausfrauen mit einem hübschen Aeußeren wählt, versucht eine Uebereinstimmung herbeizuführen zwischen der viktorianischen Oma mit dem Spitzenhäubchen und Schal und der heutigen, übertrieben jugendlichen Oma mit dem Bubikopf, dem kniefreien Rock und der Zigarette, wie man sie heute sooft antrifft. Meistens trägt die Mannequin-Oma weder Bubenkopf, noch Herrenschnitt, sondern sie hat ihr graues Haar hübsch gewellt und frisiert. Die Toiletten, die sie vorführt, zeigen, daß auch die ältere Dame, wenn auch mit starker Figur, einen sehr eleganten und geschmackvollen Eindruck hervorrufen kann, ohne daß sie sich lächerlich jugendlich zu kleiden nötig hat. Die Mannequin-Oma kennt nebenbei den Wert eines gutsitzenden Korsetts für ihre Altersgenossen, und zugleich macht sie die Zuschauer darauf aufmerksam, daß es sehr feine Farbenzusammenstellungen gibt, die speziell für Matronen schicklich sind. Unzweifelhaft werden diese älteren Mannequins viel dazu beitragen, daß moderne ältere Damen einsehen lernen, daß man modern und doch in Uebereinstimmung mit dem erreichten Alter gekleidet gehen kann. Und manche Oma wird hierdurch davor bewahrt werden, ins lächerliche zu fallen.

Maria Niessen.

„Paris". Als neuester Film in der Wiener Urania ist „Paris" in einer Reihe interessanter Bilder zur Erstaufführung gekommen. Frau Dr. Else Hoffmann hat diesen spannenden Film bearbeitet und erläuterte mit beredten Worten das zur Schau gebrachte. Von der kleinen Ansiedlung zur Zeit der Kelten und Römer auf einer Insel der Seine bis zur Millionen-Weltstadt wird die Entwicklung von Paris gezeigt und mittelalterliche Kirchen wie das moderne Verkehrsleben ziehen wechselseitig die Anteilnahme auf sich.

Der Maidenfilm in Rom. Bei dem 4. Internationalen Kongreß für hauswirtschaftlichen Unterricht in Rom, ist es den Bemühungen der Referentin des Landwirtschaftsministeriums, Fräulein Delius, gelungen, den neuen Maidenfilm vorzuführen. In zahlreichen Bildern wird die „Maid" bei der Arbeit gezeigt, in Küche und Backstube, beim Waschen und Plätten, im Stall und Garten, in der Schneiderstube, als Imkerin und Meierin. Der zweite Teil bringt die Bilder der einzelnen wirtschaftlichen Frauenschulen, die reich an malerischen Wirkungen sind und starke Werbekraft besitzen. Der Film hat bei allen Zuschauern, die sich aus Vertreterinnen der verschiedensten europäischen und außereuropäischen Nationen zusammensetzten, großen Beifall gefunden. Von einer Seite wurde mit Erstaunen festgestellt, daß alle jungen Mädchen „les cheveux longues" hätten. Wichtig ist die Tatsache, daß man den Film sachlich und wirklich aus der praktischen Arbeit herausgewachsen nannte.

Modenkunst. Die unter Leitung von Emmy Stalmann stehende Kunstschule des Westens gab in ihren Arbeitsräumen eine interessante Uebersicht des künstlerischen Schaffens ihrer verschiedenen Abteilungen: Modenkunst, Gebrauchsgraphik, Reklame, Kunstgewerbe, freie Kunst, usw. eine wertvolle Zusammenstellung von Arbeiten der Lehrkräfte mit denen der Schüler und Schülerinnen. Als ganz besonders schön fallen die Tierradierungen und ein entzückendes Kinderbildnis von Frieda Klinkert ins Auge, sowie die mit so feinem Geschmack in der Farbengebung ausgeführten Entwürfe für Kirchenfenster von F. Lafeldt. Tapeten- und Stoffmuster, in Form und Farbe sehr reizvoll wirkend, waren ebenso vielfach vertreten wie die Papparbeiten aus der Buchbinderklasse von Charlotte Huhn: Notizbücher, Mappen, Bucheinbände usw. Mit anmutigen Buchillustrationen erfreuten Hildegard Müllner und J. Schubert. Die Modenkunst ward durch Zeichnungen aller Techniken und zugleich durch fertige Kleider vor Augen geführt, die letztere, vom einfachen Hauskleid, bis zur eleganten Brauttoilette, ungemein geschmackvoll ausgeführt waren. Man gewann so einen Einblick in diese so unermüdlich schaffende Anstalt, die bereits auf ein 23jähriges Bestehen zurückblicken kann, und schon Vielen den Weg zu einem erfolgreichen Ziele erschloß.



Schwarzer Mantel.



ÄRZTLICHE RUNDSCHAU.

Der Blutdruck.

Von Dr. med. P. Engelen (Düsseldorf).

An den Ergebnissen der Blutdruckmessung haben die Kranken ein großes Interesse. Ebenso groß ist bei Nichtärzten die Unkenntnis, wie Aenderungen des Blutdruckes zustande kommen und welche Bedeutung überhaupt der Blutdruckmessung zuerkannt werden muß.

Der Blutdruck wird gemessen durch die Feststellung, welcher den Arm umschnürende Außendruck gerade hinreicht, um den Puls in der Speichenschlagader am Vorderarm zu unterdrücken. Der Puls ist nun bekanntlich eine Wellenbewegung, die Aufstieg und Abstieg in fortwährendem Wechsel zeigt. Also herrscht in den Schlagadern in jedem Augenblick ein anderer Druck; es besteht ein unaufhörliches Auf- und Absteigen der Druckhöhe. — Wenn wir nun kurz von „dem" Blutdruck sprechen, so meinen wir damit den Druck, der dem Gipfel der Pulswelle entspricht, also den höchsten, der an der Messungsstelle zustande kommt. Will man hingegen den geringsten Druck im Wellenverlauf, also entsprechend dem Wellental, angeben, so bezeichnet man ihn als Minimaldruck.

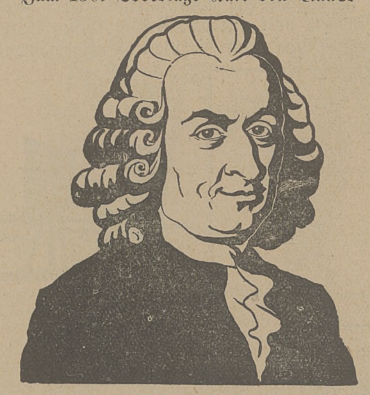
Der Höchstdruck ist nun abhängig von der Blutmenge, die im Körper enthalten ist, von dem Grade der mehr oder minder erheblichen Zusammenziehung der arteriellen Gefäßröhren und ganz besonders einerseits von der Energie der Herzzusammenziehung und andererseits von dem Strömungswiderstand in den feinsten Verzweigungen des Adern-Systems. Wenn beispielsweise die Blutbewegung in den feinsten Bahnen eine Behinderung erleidet, dann muß das Herz diese Erschwerung der Strömung durch höheren Druckaufwand überwinden. Auf diese Weise kommt der hohe Blutdruck bei bestimmten Formen von Arterienverkalkung zustande.

Jeder physikalischen Methode haften Fehlerquellen an. Die technisch außerordentlich schwierige Aufgabe einer genauen Druckmessung in einem System elastischer Röhren mit ständig wechselnder Wandbeanspruchung ist von der Wissenschaft einwandfrei gelöst worden. Die neuesten Feststellungen haben nun gezeigt, daß der Maximaldruck etwas höher liegt, als bisher angenommen wurde, nämlich normalerweise bei 15 Zentimeter Quecksilber. Der Minimaldruck liegt wesentlich niedriger als ältere Messungsverfahren anzeigten. Hieraus geht hervor, daß der Puls in den Arterien sich nicht auf einen beträchtlichen Dauerdruck als relativ niedrige Erhebung etwa im Verhältnis 3:4, sondern etwa im Verhältnis 4:1 einem niedrigen Dauerniveau des Druckes im Anwachsen aufsetzt. Die Bedeutung des Pulses als Hilfsmotor der peripheren Blutströmung wird durch die neuesten Feststellungen ebenfalls ins rechte Licht gesetzt.

Diese letzthin erkannte aktive Rolle des Pulses stellte nun eine neue Aufgabe neben die Blutdruckmessung. Zur Beurteilung der Zirkulationsleistung ist die Messung erforderlich, mit welchem Druckaufwand eine gemessene Blutmenge bei jedem Pulsschlag verschoben wird. Diese Methode gibt uns viel wertvollere Aufschlüsse als die einfache Blutdruckmessung. Einige Beispiele mögen dies erläutern. Trinkt jemand in gesundem Zustande schweren Wein, so ist eine recht erhebliche Menge, die je nach Körperbeschaffenheit, zeitiger Verfassung, Gewöhnung, Schnelligkeit der Aufnahme verschieden ist ohne jeden Einfluß auf das Blutkreislaufsystem. Wird aber die Grenze der Indifferenz überschritten, so zeigen Blutwallungen eine Beeinflussung des Blutkreislaufes an. Die Blutdruckmessung zeigt unveränderten Druck; aber die Messung der mit jedem Pulsschlag verschobenen Blutmenge ergibt eine Zunahme. Aus anderen Untersuchungsverfahren erhellt, daß diese Beförderung einer größeren Blutmenge trotz unveränderter Herzzusammenziehung durch Nachlassen der Gefäßspannung bedingt ist. In einem anderen Untersuchungsfalle handelt es sich um einen abnormen Zustand, der Untersuchte friert nach längerer Kälteeinwirkung; jetzt erzielt schon ein kleines Quantum Alkohol, das normalerweise ohne jeden Einfluß ist, Lösung des Gefäßkrampfes. Zwei Dezigramm Coffein bewirken Blutdrucksteigerung, dabei ist die mit jedem Pulse beförderte Blutmenge unverändert oder zuweilen sogar herabgesetzt. Die erhöhte Beanspruchung des Herzens wird zur Ueberwindung von abnormen Widerständen verbraucht. Wieder zeigte es sich, daß die kleine Menge eines alkoholischen Getränkes, welche normalerweise einflußlos bliebe, diese experimentell herbeigeführte Störung aufhebt.

Herzleistung und Gefäßspannung sind in sehr feiner Weise wechselseitig darauf abgestimmt, den für den Blutumlauf zweckmäßigsten Blutdruck einzustellen. Wir beobachten, daß Einflüsse, die in der Regel ganz unwirksam sind, bei Störungen zur Behebung hinreichen. Dieses Gesetz gilt auch dann, wenn krankhafte Veränderungen des Blutdruckes vorliegen. Wir erkennen hier das Walten eines Zweckmäßigkeitsgrundsatzes, der den Organismus gegen Schädigungen zu schützen bestrebt ist. Ein solches im normalen Leben herrschendes Prinzip haben auch die neuesten Forschungen über die normalen Blutdruckverhältnisse dargetan. Die frühere Annahme eines hohen Dauerdruckes mit geringen Erhebungen durch den Puls wäre technisch sehr unzweckmäßig gewesen; hohe Dauerbelastung eines elastischen Rohres schädigt die Elastizität. Aber der jetzt erwiesene mit jedem Pulse verbundene Wechsel zwischen Anspannung und Erschlaffung, entspricht den Forderungen, welche die Physik zur Erzielung größtmöglicher Zirkulationsleistung bei größtmöglicher Schonung der Arterien aufstellen würde.

Zum 150. Todestage Karl von Linnés



Am 10. Januar 1778 starb der berühmte schwedische Naturforscher Karl von Linné, der in der Botanik die binäre Nomenklatur (lat. Bezeichnung mit je einem Gattungs- und einem Artnamen) einführte, und das nach ihm benannte Linnésche System aufstellte, wodurch erst eine Pflanzenbestimmung möglich wurde.

Das gefährliche Alter der Jugend.

Wie bei der körperlichen Entwicklung eine Periode der Gefahren besteht, in der die Kindersterblichkeit ansteigt, so gibt es auch in der seelischen Entfaltung Phasen, in denen schwere Schädigungen des Innenlebens begünstigt werden. Diese Periode, deren tieferes Erfassen für die Erziehung von unschätzbarer Bedeutung ist, wurde am Wiener Psychologischen Universitätsinstitut eingehend studiert und die Ergebnisse zur Aufklärung aller, die mit Kindern und Jugendlichen zu tun haben, gesammelt. Besonderes Verdienst um dieses wichtige Kapitel der Jugendfürsorge haben sich Frau Dozent Dr. Charlotte Bühler und Frau Dr. Hildegard Hetzer erworben. Was da an wissenschaftlicher Erkenntnis zusammengetragen wurde, sei nachstehend skizziert.

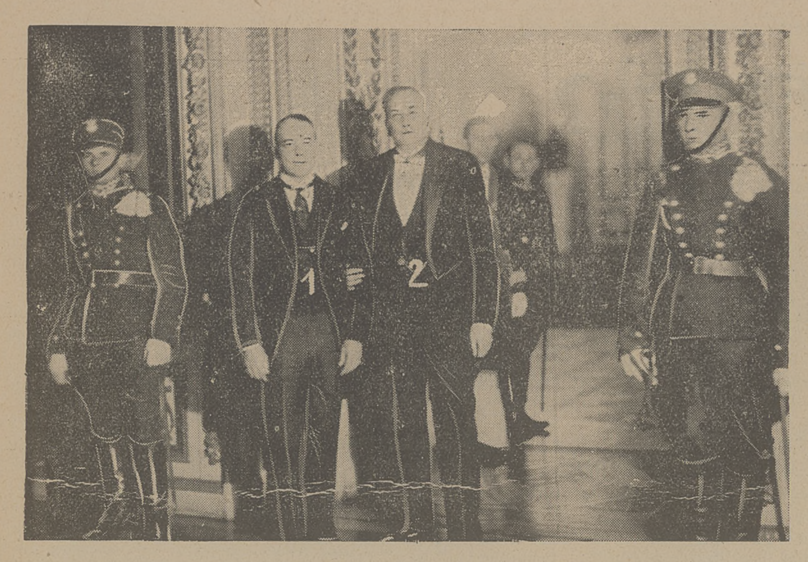
Jede Mutter, jede Pflegerin kennt das „Trotzalter" des Kleinkindes, in dem alle Wünsche der Erwachsenen, fast noch ehe sie gehört wurden, mit einem abwehrenden „Nein!" beantwortet wurden. Das Kleine, das sich bisher der Leitung der Erwachsenen gefügig zeigte, hat nämlich plötzlich etwas Neuartiges in seiner Seele entdeckt — den eigenen Willen. Und die erwachten Willensimpulse bringen ein Machtbedürfnis mit sich, das nach restloser Befriedigung strebt. Ist dann der Reiz der Neuheit geschwunden, die Fähigkeit der Willensäußerung geübt ist, tritt das Kind in eine neue Phase, in der der eigene Wille sich nur mehr zweckmäßig bekundet und das sinnlose „Nein" immer seltener gehört wird. Es ist dann eine Periode festzustellen, in der das Kind gefügsamer und erziehbarer ist, als vor dem Trotzalter.

Viel gefährlicher für die seelische Entwicklung der Jugend ist eine zweite kräftige Periode, die in der Psychologie die „negative Phase" genannt wird. Denn bei Kleinkindern bringt die Liebe zu den hilflosen Geschöpfen fast immer auch instinktiv eine Nachsicht mit sich, die sich in den Worten ausdrückt: „Das Kind versteht es noch nicht besser! Das wird sich schon wieder geben!" Die negative Phase hingegen tritt als Vorstufe der Pubertät zu einem Zeitpunkt auf, in dem an die Jugendlichen schon bedeutende Anforderungen gestellt werden, in dem eine verständnislose Umgebung straft und oft Konsequenzen zieht, die für die eingeschlagene Lebensrichtung des jungen Menschen von Bedeutung sein können. Bei den Mädchen tritt diese seelische Krise zwischen dem zwölften und vierzehnten Lebensjahr ein. Das Kind wird unlustig, ruhelos und zeigt einen Hang zur Einsamkeit. Unproduktivität und Sinken der Arbeitsleistung sowie Unerziehlichkeit sind die hervorstechenden Merkmale der negativen Phase. Die Kinder zeigen sich für böse Einflüsterungen empfänglich und erliegen dem Einfluß moralisch minderwertiger Personen. Die Zeit dieses inneren Sturmes währt bei Mädchen im allgemeinen zwei bis neun Monate und endet gewöhnlich mit der ersten Menstruation.

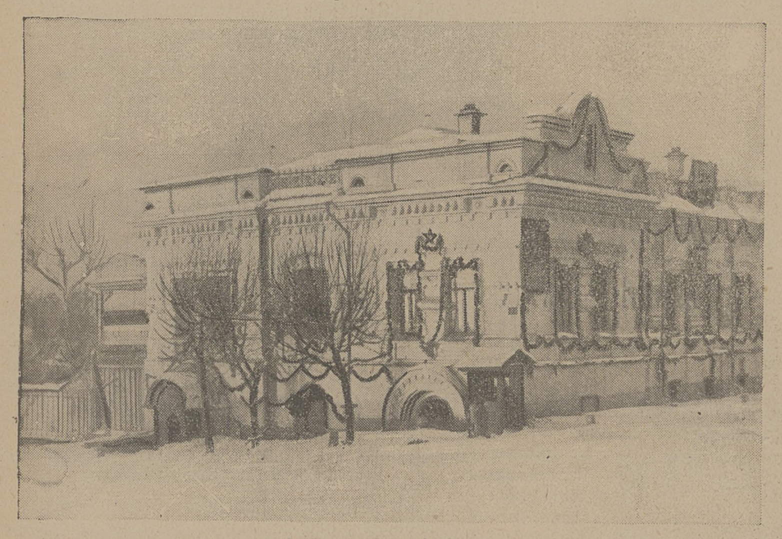
Bei Knaben äußern sich die Symptome der negativen Phase, die zwischen dem fünfzehnten und sechzehnten Lebensjahr auftritt, in ähnlicher Weise. Für die Jungen ist die seelische Krise aber noch viel verhängnisvoller, weil sie oft schon mitten im Erwerbsleben stehen und als faul, störrisch und unverwendbar vom Brotgeber entlassen werden. Der Wechsel der Lehrstellen ist in dieser Zeit an der Tagesordnung und ein großer Prozentsatz unter den kleinen Ausreißern, die plötzlich vom Wandertrieb erfaßt werden, ist ein Opfer der seelischen Erschütterungen dieser Zeitperiode.

Eine gefährliche Haarkur. Die Gesundheitskommission des Londoner Grafschaftsrates hatte sich mit dem Antrag zu beschäftigen, eine Konzession zur Errichtung eines Schönheitssalons zu erteilen, in dem eine Röntgenkur zur Förderung des Haarwuchses angewandt werden sollte. Dabei stellte sich heraus, daß nach Ansicht der Gelehrten die häufige Behandlung mit X-Strahlen geeignet ist, schwere Gesundheitsschädigungen hervorzurufen und zum Entstehen von Gesichtskrebs führen kann. Der Antrag wurde daher auch abgelehnt.

Ein Verjüngungsmittel. Ein neues Mittel gegen Arterienverkalkung will ein Schweizer Arzt gefunden haben. Er stellte fest, daß das Blattgrün eine ganz außerordentlich belebende Wirkung auf das Herz und die Blutgefäße ausübt. Nach einem durch den Gelehrten hergestellten Extrakt zeigte sich schon nach ungefähr 14 Tagen bei den Patienten die Wirkung. Die für Arterienverkalkung charakteristischen Störungen des Allgemeinbefindens schwanden vollständig und auch die Herztätigkeit war normal geworden, so daß man von einer vollständigen Heilung der Arterienverkalkung sprechen kann. Da nun Arterienverkalkung eine Alterserscheinung ist, kann man sagen, daß das Blattgrün Aussicht hat, das bequemste und ungefährlichste Verjüngungsmittel zu werden.



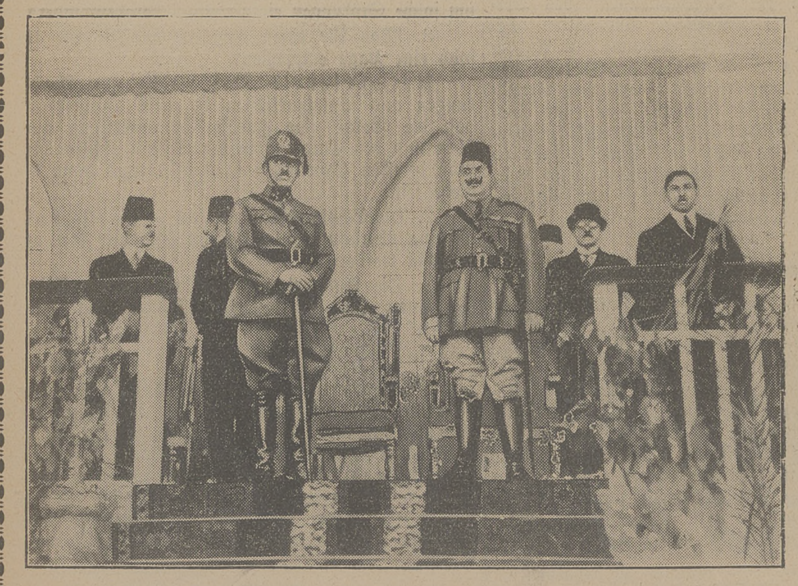
Das Palais, in dem der Zar ermordet wurde.
Jetzt ein Museum



Das Palais des Ipatjew in Swerdlowsk (Jekaterinburg), in dem die Bolschewiken die ganze Zarenfamilie hingerichtet haben, soll nun in ein Revolutionsmuseum umgewandelt werden.

Von der Europareise des afghanischen Königs.

In Aegypten.



Der Emir von Afghanistan und König Fuad von Aegypten wohnen einer Truppenrevue bei.

Außergewöhnliche Experimente eines schlesischen Fakires.

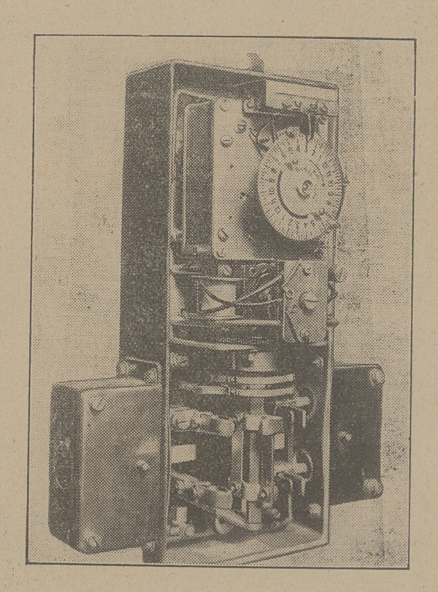


Paul Diebels, aus Deutsch Oberschlesien, beschäftigt sich mit der Kunst des Hervorrufens stigmatisierter Phänomene. Unter anderem versteht er es sehr gut, blutige Tränen zu weinen.

Links oben:

Charles Devey beim Staatspräsidenten.

Am 1. Jänner hat der Finanzberater Herr Charles Devey, dem Herrn Präsidenten Mościcki seine Neujahrswünsche überbracht. Unsere Photographie zeigt Herrn Devey (1) mit dem Präsidenten der Poln. Bank Karpiński (2) im königl. Schlosse vor der Gratulation.



Rechts Mitte:

Die Sonne „kontrolliert" die Straßenbeleuchtung.

Eine Kontrolluhr, die automatisch auf die verschiedene Stärke der Sonnenstrahlen reagiert

Mit einem Kostenaufwand von über 1 Million Dollar ist in Oak-Park in Illinois jetzt eine astronomische Uhr angeschafft worden, die mit der Straßenbeleuchtung in Verbindung steht, dergestalt, daß je nach Maßgabe des Erlöschens des Tageslichtes die elektrische Beleuchtung selbständig in Kraft tritt und bei eintretender Helligkeit wieder erlischt. Auf diese Weise ist in der Stadt auch an dunklen Wintertagen und nachts immer gleichmäßiges ausgeglichenes Licht.



Rechts unten:

Die große Zisterzienserabtei in der österr.-ungar. Grenzstation Szent Gotthard

die wegen der italienischen Waffenlieferungen via Ungarn viel genannt wird.

„Beatrys". Die Städtischen Bühnen Hannover haben für diese Spielzeit die Oper „Beatrys" von Ignaz Lilien, Text von Hermann Teyerlinck, deutsch von Walter Klein, zur deutschen Uraufführung angenommen. Josef Correck vom Stadttheater Chemnitz wurde an die Städtischen Bühnen Hannover als Heldenbariton auf mehrere Jahre verpflichtet.

Radio

Kurzwellsender für Transozean-Telephonie.

Gewiß ist das Vorhandensein eines einwandfreien Fernkabelnetzes eine wesentliche Voraussetzung für einen an Ortsgrenzen nicht gebundenen Ueberseetelephonieverkehr. Die Hauptsache aber ist, daß der Kurzwellensender, dem die Ueberbrückung der Entfernung obliegt, völlig betriebssicher arbeitet. Die Senderanlage, die in Nauen von der Telefunken-Gesellschaft entwickelt und im Verlauf der letzten drei Jahre immer mehr vervollkommnet worden ist, hat ihre ausgezeichnete Betriebssicherheit bewiesen.

Wer einmal Gelegenheit gehabt hat, das kleine Kurzwellensenderhaus in Nauen zu betreten, wird einen sehr starken Eindruck davon empfangen. Von außen klein und unscheinbar, birgt es innen eine Anlage, die keine Aehnlichkeit mehr mit den Amateursendern, hat, die man aus den Abbildungen der Funkzeitungen kennt.

Damit der Kurzwellensender betriebssicher und nicht wie ein Amateursender in seinen Leistungen von Zufälligkeiten abhängig sei, muß er zwei Bedingungen genügen:

Seine Sendewelle muß größtmögliche Konstanz aufweisen, und seine Energie muß groß genug sein, um die Verkehrsverbindung auch im Falle eintretender Fadings und atmosphärischer Störungen aufrecht zu erhalten.

Die Telefunken-Kurzwellensender in Nauen — von denen der eine für die Telephonieverbindung nach Buenos Aires benutzt wurde — arbeiten fast alle mit einer Antennenleistung von 10 Kw. Eine solche Energie erzeugt man nicht in einer einzigen Röhre, sondern verfährt so, daß man in einer Eingangsstufe zunächst die gewünschte Schwingung erzeugt und diese dann in mehreren Röhrenstufen bis zur endgültigen Höhe verstärkt. In der letzten liegt eine wassergekühlte 20 Kw. Röhre.

Wie wird die Wellenkonstanz erreicht? In der ersten Stufe befindet sich ein Kristall. Dieser hat bei der Schwingungserzeugung dieselbe Aufgabe zu erfüllen, wie die Unruhe bei einer Uhr. Der verwendete Kristall besitzt nämlich eine ganz bestimmte Eigenschwingung, die von seiner Länge abhängt. Man läßt ihn also in seiner Eigenschwingung schwingen und steuert mit diesen völlig konstanten Schwingungen den Sender.

Es ist den Kurzwellen ähnlich gegangen wie oft schon in der Technik, besonders in der Elektrotechnik und in der drahtlosen Telegraphie: vor wenigen Jahren noch nicht viel mehr als eine technische Spielerei der Amateure, sind sie heute ein wichtiges Hilfsmittel der drahtlosen Nachrichtenübermittlung, eine wertvolle Ergänzung der Langwellen-Großstation geworden. Eine bedeutsame weitere Aufgabe — nämlich Träger der Faksimileschnelltelegraphie zu werden — ist ihnen in jüngster Zeit erwachsen. Die Telefunken-Kurzwellensender haben ihre Geeignetheit auch für diesen Zweck bereits bewiesen: Die Uebertragungsversuche — unter Benutzung des Bildtelegraphie-Systems Telefunken-Karolus-Siemens — sind sowohl innerhalb Europas wie auch nach Uebersee ausgezeichnet verlaufen.

Die Hochantenne keine Blitzgefahr.

Im Zusammenhang mit der oft erörterten Frage, ob Außenluftleiter eine erhöhte Blitzgefahr für die Häuser bedeuten, ist ein Gutachten des Verwaltungsrates der Württembergischen Gebäudebrandversicherungsanstalt von besonderem Interesse. Das Gutachten besagt u. a.:

„Die Befestigung von Außenluftleitern für den Rundfunk an den bei uns versicherten Gebäuden wird nicht beanstandet, wenn die Anlage vorschriftsmäßig ausgeführt ist und die jeweils gültigen „Vorschriften für Außenantennen" des Verbandes deutscher Elektrotechniker eingehalten werden. Beitragserhöhungen für Gebäude mit Außenluftleitern treten nicht ein und sind auch nicht von uns geplant. Die von manchen Haus- und Grundbesitzervereinen in dieser Hinsicht etwa zum Ausdruck gebrachten Befürchtungen sind nicht begründet. Wir schätzen die Blitz- und Feuersgefahr einer vorschriftsmäßigen Rundfunkanlage nach unseren bisherigen Erfahrungen nicht höher ein, als die einer Fernsprechanlage."



Die Elektrische Bahn im Dąbrower Becken.

Höchstwahrscheinlich noch im Laufe des Monates Jänner l. J. wird die elektrische Bahn Sosnowitz-Będzin-Dąbrowa górnicza eröffnet werden. Der Bau dauerte über ein Jahr. Unsere Photographie stellt eine Kurve der elektrischen Bahn in der Zufahrtsstraße in Będzin dar.

Nordlicht und Funkempfang.

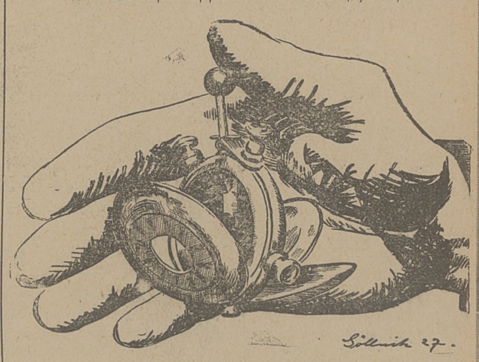
Der Leiter der nördlichst gelegenen Funkstelle Goodharn auf Grönland war von der dänischen Regierung mit Untersuchungen darüber beauftragt, ob und in welchem Maße die dort häufig zu beobachtenden Nordlichterscheinungen den Funkempfang beeinträchtigen. Nach den über lange Zeit durchgeführten Beobachtungen hat sich ergeben, daß das Nordlicht keinerlei Schwinden oder Schwanken des Empfanges bewirkt. Der Versuchsleiter Möller, der auf eine elfjährige Funkerfahrung zurückblickt, will sogar nirgends bessere und gleichmäßigere Empfangsergebnisse angetroffen haben als auf Grönland.

Fragen und Antworten.

Gl. Frage: Welches Empfangsgerät ist das beste und zum Selbstbau geeignetste? Woher kann man Anleitung zum Selbstbau dieses Empfängers beziehen?.

Antwort: Es ist prinzipiell unmöglich, eine Schaltung oder ein Gerät als das beste zu bezeichnen. Wenn dies möglich wäre, so würde man nur noch eine Type bauen, die dann für alle Fälle zu gebrauchen wäre. Welche Schaltung gewählt werden soll, hängt von den örtlichen Empfangsmöglichkeiten, von den Anforderungen, die der Hörer bezüglich der Lautstärke und der Reichweite stellt, und nicht zuletzt vom Geldbeutel des Bastlers ab. Ein in jeder Hinsicht befriedigender Empfang ist mit einem Vier- oder Fünf-Röhren-Neutrodynegerät zu erzielen. Allerdings erfordert der Bau und die Bedienung eines solchen Gerätes ziemlich große Erfahrung, und es ist dem Rundfunkfreund nur zu raten, mit dem einfachsten Detektorempfänger seine Bastlertätigkeit zu beginnen und nach und nach zu schwierigere Schaltungen heranzugehen. Schaltschemen für Empfänger sind in den vielen Rundfunkbastelbüchern, auch in Einzeldarstellungen zu finden. Nach einigen Versuchen wird man schon finden, welche Schaltung die beste ist.

Der Rundfunkapparat in der Taschenuhr.



Dieser winzige, gut funktionierende Apparat wurde auf einer Londoner Radio-Ausstellung vorgeführt.

A. A. Frage: 1. Wirkt die Lage in einem Gebirgstal störend auf den Empfang?

2. Wie muß die Antenne angebracht werden, um solche Störungen einigermaßen herabzumindern?

3. Was für einen Apparat würden Sie für solch eine Lage empfehlen?

Antworten: 1. Nach verschiedenen Aeußerungen aus Amateurkreisen ist wohl anzunehmen, daß die Berge eine gewisse Schirmwirkung ausüben und den Empfang in den Tälern abschwächen. Von direkten Störungen kann allerdings kaum die Rede sein.

2. Die Empfangsantenne soll — wie jede Hochantenne überhaupt — möglichst hoch und frei angebracht werden.

3. Die Antwort auf ihre dritte Frage finden Sie unter Gl. der heutigen „Fragen und Antworten".

Stipendium für Zeitungsleser. An einer höheren Schule in Cumberland hat ein Mäzen ein Kapital von 6800 Pfund Sterling gestiftet, dessen Ertrag zu Stipendien für die besten Zeitungsleser verwandt werden soll. Diese Bewerber müssen den Nachweis führen, daß sie eine Anzahl großer Zeitungen regelmäßig und mit Verstand lesen und sich aus der Lektüre eine eigene Meinung bilden.

Die Berliner Explosions-Katastrophen.







Eine Explosionskatastrophe von ungeheuerer Wucht ereignete sich in der Landsberger Allee in Berlin in unmittelbarer Nähe der Fleischmarkthalle. Das Haus Landsberger Allee 115—116 (Bild rechts oben), das von mehr als 30 Mietsparteien, insgesamt 160 Personen, bewohnt wird, war der Schauplatz der Katastrophe. Der nach Norden gelegene Teil des Hauses wurde in einer Breite von 10 Metern durch sieben Etagen, vom Keller bis zum Dachgeschoß, völlig in Trümmer gelegt. Zahlreiche, in diesem Teil des Hauses schlafende Bewohner erlitten den Tod, während es einem anderen Teil der Bewohner glückte, das nackte Leben zu retten.

Unser Bild links oben zeigt Kolonnen der Feuerwehr und Hundertschaften der Schutzpolizei bei den Aufräumungsarbeiten und auf der Suche nach den noch vermißten Todesopfern.

Ein zweites Explosions-Unglück, ähnlich der Katastrophe in der Landsberger Allee, hat sich Sonntag vormittag in Dahlem auf dem Villengrundstück Parkstraße 40—42 ereignet (Bild rechts nebenstehend). Durch eine Explosion von Knallquecksilber wurden der Seitenflügel des Hauses und die anschließende Garage in die Luft gesprengt Der Herd der Explosion lag in einem Laboratorium, das den Chemikern Weingärtner und Stammer gehört. Zwei Personen wurden getötet: der 50jährige Kaufmann und Chemiker Willy Stammer und die 22jährige Hausangestellte Martha Schönfeld. Schwer verletzt wurden acht Personen.

(Der Kanalschwimmer" — Fortsetzung)

Sie wandte sich eifrig an Miß Bagenstecher und gab ihr auf, Zimmer im Royale-Palace-Hotel zu bestellen und das Palace-Hotel in Dünkirchen zu verständigen, daß ihre Rückkehr erst am nächsten Vormittag erfolgen würde.

Miß Bagenstecher ging.

„Was ist Ihnen, Mister Bronnen?" drang Miß Blank nach dem Verschwinden der Gesellschafterin ohne Umschweife auf den Schwimmer ein.

Fred Bronnen hielt ihrem Blick stand.

„Ich bin verloren", gab er kalt zurück.

„Was heißt das? — Verloren? — Zweifeln Sie plötzlich an der Durchführbarkeit Ihres Planes?"

„Nein. Ich habe mich von meinem Trainer in Unfrieden getrennt. Da er der Vorsitzende des Vereins ist, der mich ausgesandt hat, werde ich dort und vielleicht auch aus dem Schwimmerverband überhaupt ausgeschlossen."

„Ist das sehr schlimm?"

„Ja. Mir werden dadurch alle sportlichen Möglichkeiten genommen. Bei Außenseitern erkennt man sportliche Höchstleistungen nicht an."

„Auch die Kanalbezwingung nicht? — Ich denke, das ist eine Tat, die einen sporttüchtigen Menschen und nicht ein eingereihtes, eingeschriebenes, abgestempeltes Mitglied irgendeiner bestimmten Gruppe verlangt!"

Fred Bronnen vermochte diesen Einwand nicht zu entkräften. Er wurde unsicher. Da fragte ihn Miß Blank unter gesenkten Lidern:

„Bin ich schuld an dem Zerwürfnis?"

Der Schwimmer erschrak. Er verneinte viel zu hastig, als daß Miß Blank seinen Beteuerungen hätte Glauben zu schenken vermögen.

„Wo ist Mister Hoofft jetzt?"

„Ich weiß es nicht —, wahrscheinlich abgereist — nach Deutschland. Mir ist, als hätte ich ihn über die Straße gehen sehen — — mit einem Gepäckträger, der seinen Koffer trug!"

Miß Blank sann. Ihr hübsches Gesicht war in Nachdenklichkeit leicht verfinstert. Die kleinen Hände spielten nervös mit dem Sektglas.

„Können Sie mit einem anderen Trainer den Kampf neu aufnehmen, Mister Bronnen — als Berufssportler?"

Das bestätigte Fred Bronnen zögernd. — Unbehagen beschlich ihn: Wie sollte er ohne festes, sicheres Einkommen als Berufssportler leben können. — — Und wie sollte er vor sich selbst nun die weitere Unterstützung durch Miß Blank rechtfertigen?

Da kam Miß Bagenstecher zurück. Sie hatte ein auffallend bleiches Gesicht, in dem die schwarzen Augen unruhvoll flackerten. Ihr Gang, der sonst steif und korrekt war, schien unsicher, fast schwankend.

Sie machte um Fred Bronnen einen weiten, auffälligen Bogen, schritt zu Miß Blank, beugte sich zu deren Ohr herab und flüsterte abgerissen:

„Lassen Sie diesen Herrn sogleich verhaften, Miß Blank — — er ist ein Mörder — —, er hat in unserem Hotel in Dunkerque seinen Trainer, Mister Hoofft, ermordet und beraubt — — das Opfer hat noch gelebt, als

Fortsetzung auf Seite 74.



WINTERSPORT.

Der wahre Winter.

Du fluchst dem Winter mit seinen Tücken,
Der dich erkältet, der dich verstimmt.
Der heißeste Sommer mit Schweiß und Mücken
Ist dir viel lieber, so grollst du ergrimmt.
Ewiges Wehen, Schneien und Schmelzen
Kann dich nicht freu'n im Gewühle der Stadt.
Ewiges über-das-Glatteis-Stelzen —
Widerlich, wenn man kein Auto hat!

Richtig. Doch wäre die Weisheit zu buchen:
Willst du 'nen Menschen auf Nieren und Herz
Prüfen, du mußt ihn studieren und suchen
In seiner Heimat, nicht anderwärts.
Mußt ihn mitten unter den Seinen
Schauen, wie er sich nimmt und gibt;
Dort nur wird er dir einfach erscheinen,
Ehrlich so, wie er haßt und liebt.

Grämlich, ein schmieriger, übler Geselle,
Schleicht wohl der Winter als Gast der Stadt —
Komm' auf die Berge, wo er die Helle,
Wo er den Schneewind der Einsamkeit hat!
Wo ihn, vereist, seine Gletscher grüßen,
Wo von Lawinen der Felsen bebt;
Wo ihm Dörflein schlafen zu Füßen,
Wo er die Freiheit der Heimat lebt!

Wo der Berg von gefrorenen Bächen
Funkelt im Lichte der Sonne wie Stahl —
Dort übergleite auf Schneeschuh'n die Flächen,
Fahr' auf sausendem Schlitten zu Tal!
Wenn dann im Spätrot die Gipfel brennen
Hoch über der Menschen Sorgen und Zwist,
Wirst du jubelnden Herzens bekennen:
Hei! Wie herrlich der Winter ist!

Rudolf Presber.

Sport im Schnee.

Es gibt heute kaum eine Frau, die nicht Wintersport treibt. Welchen, entscheiden die Fähigkeiten, und, uneingestandenermaßen, die Kleidsamkeit des Kostüms. In den Grundzügen und vor allem bei der streng sportmäßig betriebenen Art liegt natürlich der Dreß für Eislauf, Rodel, Ski und auch für Bob, Eishockey, Skeleton mit den dafür typischen Besonderheiten an Schutzleder, Schuhzeug, Wollfäustlingen mit Leder-Innenseite und dergl. fest. Bei der mehr dilettantischen Sportbetätigung wählt die Frau ihren Anzug jedoch nicht nur von dem Gesichtspunkt der Zweckmäßigkeit, sondern sie ist mindestens in dem gleichen Maße an den kleinen, lustigen, koketten Abweichungen, die den strengen Sportsstil mildern, interessiert. Und daran läßt es die Mode augenblicklich nicht fehlen. Farbenfröhlichkeit, reizvolle Ueberflüssigkeiten auf der ganzen Linie! Weshalb das auf Kosten einer ernsthaften Sportbetätigung gehen soll, wie von Sportfanatikern, männlichen und weiblichen Geschlechts so nachdrücklich betont wird, ist nicht recht einzusehen. Und die Frauen kümmern sich auch herzlich wenig um derlei Einwände. Sie wagen sich, von der Mode mit einem Freibrief versehen, sogar an das durch Tradition geheiligte Norweger Kostüm, verbannen die unkleidsame Militärbluse und die phantastische Schirmmütze und tragen statt dessen zu dem langen dunklen Beinkleid einen weißen hochgeschlossenen Wollsweater, der in Schräg- oder Querstreifen bunte Muster zeigt. den sonst ordentlich und zweckmäßig um den Hals gelegten Schal kokett um die Hüften geschlungen,. und verwandeln die puritanische Schirmmütze in ein reizendes Wollkäppchen mit einer bunten, lustig baumelnden Troddel. Bei größeren Skitouren leistet dann die imprägnierte vorschriftsmäßige Windjacke noch gute Dienste, und wer überhaupt mit dem „Telemark" und „Christiana" vertraut ist, dem wird das Hübsch-Aussehen dabei kein Hindernis sein. Im allgemeinen gewinnt das lange Norweger Beinkleid immer mehr an Beliebtheit und fängt auch beim Rodelsport an, die bisherigen Breeches oder Knickerbockers mit Wickelgamaschen oder langen Wollstrümpfen, abzulösen. Der farbige am Hals enganliegende Pullover wird hier durch eine pelzgefütterte Sportjacke oder eine kurze, schicke Pelzweste vervollständigt, und Schal, Tellermütze, und bunte Fäustlinge betonen das mit dem Rodelschlitten konspirierende naivlustige Element. Am wenigsten gewandelt hat sich der Anzug für den Eislauf. Das kurze weite Röckchen ist auch in diesem Jahre Vorschrift, die darunter getragenen Breeches, die, sehr fesch ein klein wenig unter dem Röckchen hervorsehen, harmonieren mit der ärmellosen Strickweste, die man augenblicklich viel zuu dem bunten Pullover mit U-förmigem Ausschnitt trägt. Dazu kommt auch hier die obligate Sportgarnitur, Mützchen, Schal und Stulpenhandschuhe, wie bei den anderen Kostümen, nur vielleicht noch ein wenig eleganter.

Der Eislaufsport.

Wenn sich die Menschheit mit allerlei Erkältungskrankheiten zu plagen hat, so ist sie nur gar zu leicht geneigt, der Winterkälte allein die Schuld beizumessen. Meist ist aber an den sogenannten Erkältungskrankheiten unsere unzweckmäßige Lebensweise in den Wintermonaten schuld. Da bietet der Eislauf einen willkommenen Ausgleich. Sämtliche Muskeln des Körpers werden in anregende Tätigkeit versetzt. Die natürliche und ungezwungene Haltung des Körpers begünstigt eine vollkommene Arbeit aller Organe. Die Lungen weiten sich und nehmen von der im Winter besonders reinen, sauerstoffreichen Luft in sich auf. Der Kältereiz lockt das Blut an die Körperoberfläche, wodurch wiederum der Blutumlauf angeregt, beschleunigt und in geregelte Bahn gelenkt wird. Warme Hände und Füße, gerötete Wangen sind die Folgen davon. Die Unterleibsorgane arbeiten besser, die Verdauung wird angeregt, der Appetit steigert sich, eine wohltuende, erquickende Nachtruhe folgt auf die Tage, an denen wir dem Eislauf huldigen. Auch die Wirkungen auf das Gemüt sind durchaus nicht zu unterschätzen. Man trifft mit Freunden und Bekannten zusammen und treibt edle Geselligkeit. Die gesundheitlichen Vorteile, die der Eislauf bringt, erheitern das Gemüt. — Der Mensch wird sich beim Schlittschuhlaufen so recht seiner Kraft bewußt. Wie bei jedem anderen Sport ist auch hier vor Uebertreibung zu warnen; nicht bis zur Erschöpfung ist der Eislauf fortzusetzen. Herzkranke Personen sollen, bevor sie dem Eissport huldigen, ihren Arzt um Rat fragen. Da die Winterluft kalt, oft scharf ist und die Atmung bei der lebhaften Bewegung des Schlittschuhlaufens von selbst eine tiefere und schnellere wird, soll sie nur durch die Nase geschehen, damit die Luft genügend vorgewärmt in unsere Lunge gelangt. Nach Beendigung des Sportes macht man am besten noch einen mäßigen Spaziergang. Würde man sich sogleich ins warme oder gar überheizte Zimmer begeben, so würde man den schnell eintretenden Blutandrang nach dem Kopfe unangenehm empfinden.

———

Ein weiblicher Alpenklub. Während die Sektionen des Deutschen und Oesterreichischen Alpen-Vereines schon vor Jahrzehnten in sich gegangen sind, und bis auf verschwindende Ausnahmen, Frauen als vollwertige Mitglieder aufnehmen, sind die Schweizer weniger galant gewesen und zwangen so die alpin eingestellten Frauen zur Selbsthilfe und zur Gründung eines Frauenalpenklubs. Aus der zehnten Generalversammlung, bei der 26 Sektionen vertreten waren, erfuhr man, daß dieser Schweizer Frauen-Alpenklub 1750 Mitglieder zählt. Zentralpräsidentin des Klubs, der sich mit Erfolg und großer Begeisterung hochtouristischen Aufgaben widmet, ist Fräulein Louise Gfelier. Im offiziellen Bericht der Mitteilungen des Schweizer Alpenklubs über die Generalversammlung des C. S. F. A. (Club suisse de Femmes alpinistes) heißt es: sie macht den Eindruck einer mächtigen, nützlichen und einigen Gesellschaft, die mit Vertrauen in die Zukunft blicken kann.

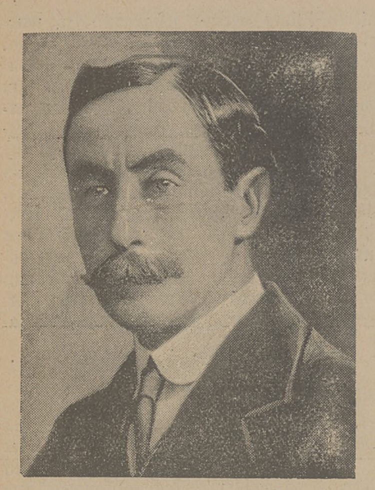
Eissport auf dem Dache.



Eine Utrechter Fabrik hat auf dem Dache ihres Hauses eine Eisbahn angelegt, auf der die Angestellten in den Freistunden Wintersport ausüben können.

Die weiße Majestät. Jeden wahren Bergfreund erfüllt es mit Trauer und Besorgnis, wenn er sieht, wie das Unternehmertum und das Kapital daran sind, sich nun auch der letzten reinen Hochburgen der Natur, der Berge, zu bemächtigen. Wenn diesem Kampf um die Berge, den die Emelka unter dem Titel „Die weiße Majestät" verfilmen will, ein wirklich gutes Manuskript zugrunde liegt (daran fehlt es aber leider bei den meisten alpinen Filmen) so wird sie ein neues und interessantes Problem auf die Leinwand bringen. Ein verwandtes Thema hat Peter Rosegger in seinem Roman „Jakob der Letzte" bearbeitet, — — das Verschwinden eines Hochgebirgsdorfes durch die Herrenjagd. In dem entstehenden Film ist allerdings eine andere, den Naturfreund mehr befriedigende Lösung vorgesehen. Der Film soll sowohl im Winter als im Sommer spielen und interessante Gebirgsaufnahmen bringen. Hoffentlich ist auch für eine gute alpine Regie gesorgt in der Richtung, daß dieser neue Film nicht die alten technischen und psychologischen Unmöglichkeiten in den bergsteigerischen Szenen sowie in Tracht und Sitte der Bergbewohner aufweist und dadurch trotz aller schönen Aufnahmen beim Kenner keine rechte Freude aufkommen läßt.

———



Links oben:

Ankunft des neuen englischen Gesandten.

Der neue englische Gesandte Sir Erskine ist bereits in Warschau angekommen und wurde auf dem Bahnhofe von den Beamten der englischen Gesandschaft und dem Vorstande des diplomatischen Protokolles im Außenministerium Grafen Przeździecki empfangen.

Rechts oben:

Das Fachschulwesen in Oberschlesien.

Die Bildungsabteilung ist stets bemüht die Fachschulen in Oberschlesien zu vermehren.



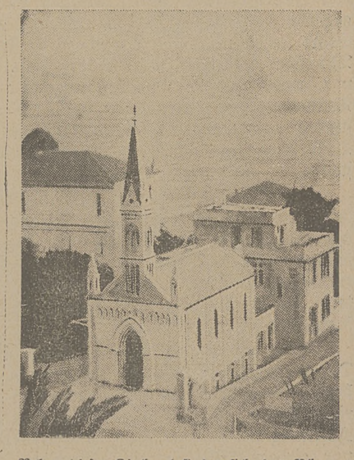


Die Einweihung der Abteilung der „Państwowy Bank Rolny" in Krakau.

Dieser Feierlichkeit wohnten bei: Min. Staniewicz (x), Pfarrer Sapieha (1), Wojewode Darowski (2), der Präses dieser Bank Ludkiewicz (3) und der Direktor der Hauptabteilung in Warschau Nachwak (4).



An der Riviera.



Neben dieser Kirche befindet sich das Büro des polnischen Komitees für ganz Italien, das Informationsbüro, die Redaktion der Zeitung „Der Pole an der Riviera" eine Lesehalle u. s. w.



Ein Banderium schlesischer Bauern in Chorzów.

Bei größeren nationalen oder kirchlichen Feierlichkeiten erscheinen die Bauern aus Chorzów, Piekary oder Wielka Dąbrówka in Banderien zu Pferde. Die Bauern aus dieser Gegend haben noch ihre alten malerischen Nationaltrachten beibehalten.



Die Warschauer Kochkunst-Ausstellung.



Im Vormonat hat in Warschau eine zweitägige Zusammenkunft der Vertreter der Kochkunst im Saale des Stadtrates stattgefunden, darunter bekannte Namen wie (von links nach rechts) Zabrocki, Piasecki, Andrzejewski (Vorsitzender), Jasiński, Rzanat und Puchalski.

Wichtige Ereignisse im internationalen Sport.

Amsterdam beherrscht die Gedanken aller Sportsleute. Es wird überall fleißig gerüstet und wenn die voraussichtliche Anzahl der Teilnehmer zur Wirklichkeit werden sollte, dann wird die **Amsterdamer Olympiade** alle vorhergegangenen in den Schatten stellen. Amerika allein entsendet 120 Teilnehmer und will sich dadurch wenigstens ziffernmäßig die Ueberlegenheit sichern. Die Amerikaner werden ein besonderes Schiff bewohnen, daß während der ganzen Dauer der Olympiade im Amsterdamer Hafen verankert sein wird.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß Finnland und Italien sich in ähnlicher Weise einrichten werden. Der beste Läufer der Schweden, Wide, wird im 5000 m Lauf starten, trotzdem diese Distanz für ihn eigentlich zu groß ist, da er seine besten Zeiten im 3000 m Lauf erreicht. Auf dieser Distanz wird er mit Nurmi zusammentreffen, wodurch das Pariser Zusammentreffen, das seinerzeit die Gemüter so erregt hat, eine Wiederholung erfährt.

Nurmi hat sich in der Zwischenzeit mit seinem Verband ausgesöhnt, vielmehr mit dem Expeditionsleiter der Finnen, Pikkalo, mit dem er sich im vergangenen Sommer anläßlich der Stockholmer Fahrt entzweit hatte, und die Erklärung abgegeben hat, daß er überhaupt nicht mehr an den Start gehen wird. — Die Ungarn, Franzosen und Tschechen bereiten sich ebenfalls mit viel Arbeit vor, wobei für die Vorbereitung der französischen Teilnehmer ein Betrag von 3,200.000 Franken bestimmt wurde. — Die Expedition der schwedischen Teilnehmer soll sich auf 30.000 schwed. Kronen stellen.

Im Gegensatz zu den Amerikanern und Tschechen, die die leichtathletischen Wettkämpfe mit einer möglichst großen Anzahl von Teilnehmern beschicken wollen, (Amerika 120, Tschechoslowakei 31), entsenden die Deutschen nur diejenigen Leichtathleten, die wirklich Aussicht haben, sich in einzelnen Konkurrenzen zu plazieren.

Eine etwas merkwürdige Sache ist die Reise Dr. Pelzers, des deutschen berühmten Rekordinhabers (Weltrekord im 500—1000 m) nach Amerika. Dieser ausgezeichnete Leichtathlet, die größte Hoffnung der Deutschen für Amsterdam, erhielt vor einigen Wochen eine Proposition der Amerikaner für eine Tournee in den Vereinigten Staaten, deren sportliches Motiv die Unmöglichkeitmachung eines Zusammentreffens Dr. Pelzers mit Wattson, gegenwärtig dem besten Läufer auf den von Dr. Pelzer bevorzugten Strecken. Dr. Pelzer hat große Lust, dieser Proposition beizustimmen, der deutsche Leichtathletikverband hätte aus Propagandarücksichten nichts dagegen, der einzige Grund der dagegen spricht, ist die Ansicht der europäischen Presse, die hervorhebt, daß Dr. Pelzer ebenso wie im Vorjahre der norwegische Sprinter Hoff den Lockungen des amerikanischen Professionalismus nicht widerstehen wird. Hoff hat den glänzenden finanziellen Angeboten nicht widerstehen können und hat sich nicht gesträubt, Professional zu werden. Die europäische Presse spricht die Befürchtung aus, daß die Amerikaner darauf ausgehen werden, Dr. Pelzer zu kompromittieren, um seinen Start in Amsterdam unmöglich zu machen, ähnlich, wie sie es mit Hoff gemacht haben, der im Stabhochsprung ohne Konkurrenten dagestanden ist und als größter Gegner Osborns, des amerikanischen Zehnkampfmeisters, galt. Auch er wurde auf die erwähnte Weise „unschädlich“ gemacht.

*

Auf der **olympischen Sprungschanze in St. Moritz** fanden bereits am zweiten Weihnachtsfeiertag die ersten Sprungkonkurrenzen statt, an welchen auch die Schweizer olympischen Kandidaten teilgenommen haben. Die bisher erreichten Distanzen lassen hoffen, daß man auf der olympischen Schanze noch viel bessere Resultate erzielen wird. Die erzielten Ergebnisse lauten: Senioren: 1. Trojani (Schweiz) Note 18.305 (61.57 und 62 m). 2. Sverre Lislegaard (Norwegen) Note 15.860 (61.64 und 63 m, letzterer gestürzt). 3. Hans Eidenbeni (Schweiz) Note 15.500 (48.51 und 51 m). 4. Hermann (Schweiz). 5. Florian Koch (Schweiz). In den Juniorenkonkurrenzen siegte Müller mit der Note 15.63 (30 und 43 m).

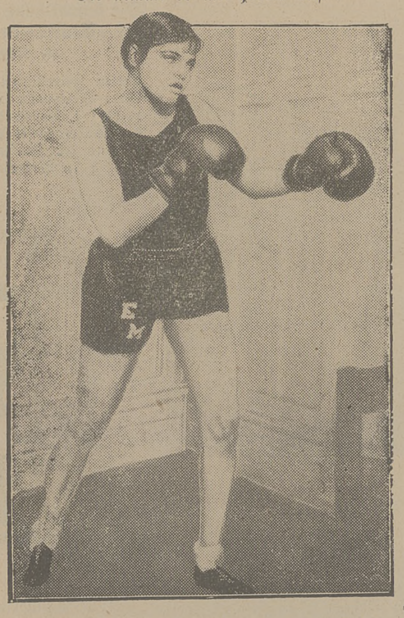
Den besten Sprung erreichte Trojani mit 62 m., den weitesten Sprung Sverre Lislegaar mit 63 m. Die Sprungschanze hat die Feuerprobe glänzend bestanden und sich als ausgezeichnet erwiesen.

*

Die nordischen Staaten arbeiten fleißig mit ihren olympischen Auserwählten. Der **Finnländische Skiverband** hat unterdessen bereits in der kleinen Ortschaft Rovaniemi olympische Auswahlkämpfe veranstaltet, die sich jedoch nur auf die Langstrecken (36 Klm.) und den kombinierten Lauf beschränkten. Im 36 Klm.-Lauf wurde Saarinen, der Sieger der nordischen Olympiade im Jahre 1926, Erster. Er erreichte die Zeit von 2:41,54. Hinter ihm plazierten sich Tauno Lapalainen 2:42,54, Manila 2:42,56, Marti Lapalainen 2:43,05 und Niku 2:43,32.

Im kombinierten Lauf siegte Tolva Järoinen mit 37.94 Punkten über Nuotio (34,25 Pkt.) und Esko Järvinen (32,81 Pkt.).

Sie nimmt es mit jedem auf.



Diese kampfslustige junge Kreolin hat bereits 5 k. o. und 33 Punktsiege errungen und will ihren Rekord noch auf 100 Siege steigern.

Nach der Beendigung der Wettkämpfe wurde die finnische Mannschaft provisorisch wie folgt nominiert: Saarinen, T. und M. Lapalainen und Niku. Zu den Sprungkonkurrenzen: Nuotio, Raiwio, T. und E. Järwinen, zum kombinierten Lauf T. und E. Järwinen, Nuotio und Paananeu.

Die nominierte Mannschaft gilt als sehr stark und viele schätzen sie der norwegischen Mannschaft als ebenbürtig.

*

Auch der **Norwegische Skiverband** hat in den Weihnachtsfeiertagen nicht geruht. Das scharfe Training für die Olympiade ist beendet. Der Verband hat sich entschlossen, folgende Mannschaft für die Winterolympiade zu entsenden: für den 50 Km. Lauf: St. Löhrdahl, Gjöslien, Hegge, Kjellbotu, Stöa, Myrmahl. Für den 18 Km. Lauf: J. Gröttumsbraaten, M. Hegge, H. Haakonsen, O. Kjellbotu., Kombinierter Lauf: Gröttumsbraaten, Gnersrud, Koltarud, Vinjarengen. Für die Sprungkonkurrenzen: A. Andersen, S. Ruud, Thlin, Thams, Thönsbergi, Snersrud.

*

Die Zusammensetzung des **Schiedsrichterkollegiums** für die Winterolympiade in St. Moritz:

Für die in St. Moritz stattfindenden Skikonkurrenzen der Olympiade wurde das spezielle Schiedsrichterkollegium bereits festgesetzt. So wurden für die Sprungkonkurrenzen die Herren: Kpt. Oestergard (Norwegen), Ing. Jilek (Tschechoslowakei) und Ing. Straumann (Schweiz) bestimmt. Im kombinierten Lauf setzt sich die Schiedsrichterkommission aus den Herren: Schmidt (Deutschland), Nordensson (Schweden) und Walti (Schweiz) zusammen. Für die Terrainläufe werden als Schiedsrichter die Herren Holm Quist (Schweden), Kpt. Oestergaard (Norwegen), Ing. Rava (Italien), Obst. Bobkowski (Polen), und Dr. Frey (Deutschland) fungieren. In das oberste Schiedsgericht kommen die Herren Biedermann (Deutschland), Hamilton (Schweden), Aro (Finnland), Dr. Minelli (Frankreich), und Scheiner (Tschechoslowakei).

Fußball im Inn- und Ausland.

„Slask, Swientochlowitz — Amatorski K. S., Königshütte 5:2 (1:1). Schöner und verdienter Sieg des oberschlesischen Ligameisters gegen den oberschlesischen Kreismeister. Nach anfangs überlegenem Spiel des „A. K. S.“ reißt „Slask“ die Initiative an sich und beherrscht sodann vollständig das Spielfeld. Die energischen Angriffe der Slaskspieler kann Muszalik im Tor in der ersten Spielhälfte parieren, muß jedoch dann kapitulieren. Die Tore für die Sieger schossen: Palka (2), Sprus, Markewka und Tomas, für A. K. S.: Nikisz und ein Eigentor.

„Diana“, Kattowitz — Eisenbahner S. C. 1:2 (1:0). Beendigung des nach 30 Minuten Spielzeit abgebrochenen Meisterschaftsspieles. Schönes und faires Spiel, das die Eisenbahner verdient gewannen. Der beste Mann der Eisenbahner Geisler vom I. F. C. Tore: für E. S. C. Mucha, für „Diana“ Klossek.

„Naprzod“, Lipine — S. C. Zalenze 06 3:3 (2:1). Grundloser Boden, auf dem sich „Lipine“ wohler fühlte und 3:1 führen konnte. Tore für Lipine: Cug, Breitscheitel und Nastula; für Zalenze: Großmann und Christ.

S. C. Myslowitz 06 — Slask, Siemianowice 5:2 (1:2). Myslowitz nahm das Spiel anfangs von der leichten Seite und mußte 2 Tore in Kauf nehmen. Erst angesichts einer event. Niederlage wurde die Sache energischer angefaßt und eine sichere Ueberlegenheit über den Gegner erlangt. Die Tore für die Sieger schossen: Radka (2), Krautwurst, Schulz und Walczuk; für Slask: Wojcik und ein Eigentor.

„Sparta“, Piekary — Polizei-S.-C., Kattowitz 2:1 (2:0). Ambitioniertes Spiel der über die mit Ersatzleuten angetretene Polizei überlegene „Sparta“. Tore für „Sparta“: Pudlik und ein Eigentor; für die Polizei: Kaluza.

S. K. „Brzeziny“ — 11. P. P., Tarnowitz 6:3 (2:3). Gleichwertiges Spiel, wobei Brzeziny erst in den letzten Minuten über die durch einen Unfall des repräsentativen Tormannes des Oberschlesischen F. V. Joschko, der sich bei der Abwehr den Arm brach, deprimierten 11 P. P.-Mannschaft siegt. Joschko gehört dem Verein. Sportfreunden, Königshütte an und dient gegenwärtig im 11. P. P. Tore für Brzeziny: Picza (3), Schneider, Weinert und Baron, für 11. P. P.: Pinkawa und der Rechtsverbinder.

Kairo. F. T. C. Budapest — F. C., Kairo 2:1.

Saloniki. F. C. Elisabeth — Herakles 6:0.

Athen. III. Bez. Budapest — Palatinare 3:2. — III. Bez., Budapest — Enotic 4:1.

Paris. Rugley-Länderspiel Schottland — Frankreich 15:6.

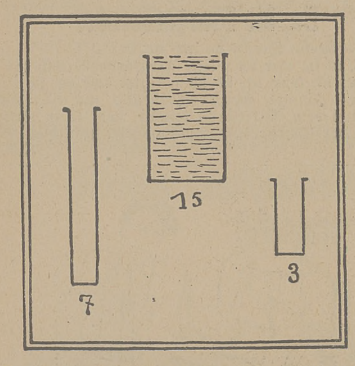
Brüssel. Länderkampf Oesterreich — Belgien 2:1 (1:0). Vor 30.000 Zuschauern siegt Oesterreich trotz schwacher Leistung Schmeidls und Walzhofers. In der 8. Minute schießt Hirländer das erste Tor, und trotz großer Anstrengung der Spieler bleibt dieses Resultat bis zur Halbzeit unverändert. In der 15. Minute schießt Wesselý das zweite Tor und erst kurz vor Schluß gelingt den Belgiern das Ehrengoal durch Adams. — Schiedsrichter Bisselinek (Holland).

Malta. Hajduck, Spalato — Repräs. Team Malta 1:1 (0:1).

Auflösung unseres Pusselspiels aus voriger Nummer.

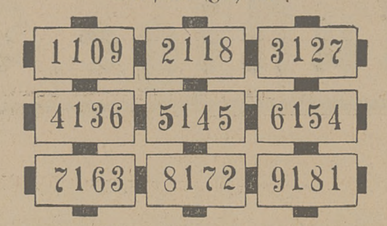


An der Tankstelle.



Drei Sportsleute wollen sich an einer Tankstelle 15 Liter Benzin so teilen, daß einer von ihnen halb so viel wie jeder der beiden anderen erhält. Ist eine solche Teilung mit den abgebildeten Gefäßen möglich?

Seltsame Zahlen.



In einem Schmugglerprozeß spielten die oben abgebildeten Nummern eine große Rolle. Ein Zollbeamter als Zeuge befragt, ob diese Kontrollnummern mit den seinerzeit im Frachtbrief enthaltenen Nummern übereinstimmten, sagte unter Eid aus, daß er sich dieser Nummern ganz genau erinnere. Der Vorgang läge zwar schon einige Jahre zurück, auch hätte er den Frachtbrief damals nur wenige Augenblicke in der Hand gehabt, niemals aber in seinem Leben würde er diese Nummern vergessen. Als der Richter die Aussage anzweifelte, bewies der Zollbeamte sofort, daß jeder Irrtum ausgeschlossen sei. Können Sie diese Zahlen, nachdem Sie sie zwei Minuten angesehen haben, auch bis an Ihr Lebensende behalten und nachweisen, daß jeder Irrtum ausgeschlossen ist?

Höchst sonderbar.

Zwei Väter und zwei Söhne hatten drei Grundstücke geerbt. Der Notar, der als Testamentsvollstrecker die Grundstücke übereignen sollte, sollte den Erben, — so lautete das Testament — die Grundstücke so zuweisen, daß jeder Erbe ein Grundstück bekam, ohne daß der Flächenraum der einzelnen Grundstücke verringert würde. Der Notar handelte, wie ihm das Testament vorschrieb. Wie war das möglich? Zu berücksichtigen ist allerdings, daß die Grundstücke auf einen Bergabhang gelegen waren.

Auflösungen aus der vorigen Nummer.

„Drei Köpfe — eine Frau."

Sie haben den Namen der Künstlerin gewiß auch erraten. Die in der vorigen Nummer (Film) abgebildeten drei Porträts stellen den Filmstar Clara Bow, die Verfasserin des Artikels: „Das gewisse Etwas" dar.



Ueberschwemmung in London.
Befreiung der Kaimeister aus ihren Häusern nahe der Themse.

(Der Kanalschwimmer" — Fortsetzung)

man es fand, und diese Aussagen gemacht. — — Das Hotel berichtete es mir soeben am Telephon — —"

Aus Miß Blanks Gesicht wich alle Farbe. Sie preßte die Lippen aufeinander und sah ratlos zu Miß Bagenstecher auf, deren Gesicht von roten Flecken überzogen wurde. Dann wanderte ihr Blick über die Gläser und Blumen zu dem ruhig und ahnungslos sitzenden Fred Bronnen, dessen offener, freier Blick mit dem ihren sich zu einer stummen Frage vereinte. Miß Blanks Blick drang in die Tiefe der leuchtenden, blauen, offenen Augen und las auf ihrem Grunde von ruhigem Gewissen. Die hohe Stirn des Schwimmers trübte nicht der Schatten einer so furchtbaren Schuld, wie man sie ihm zur Last zu legen suchte.

„Gut", sprach Miß Blank laut und fest. „Bitte, Miß Bagenstecher, veranlassen Sie, daß sogleich der Wagen vorfährt. — — Ich gedenke Herrn Bronnen noch etwas in Ostende zu zeigen — —"

Miß Bagenstecher lächelte malitiös und außerordentlich befriedigt und wich mit ihren Augen dem Blick Fred Bronnens geflissentlich aus.

„Aber, bitte, unternehmen Sie selbst nichts und sprechen Sie nichts, Miß Bagenstecher!" gebot Miß Blank, als sich die Gesellschafterin zum Gehen wandte.

Miß Bagenstecher versprach dies und trippelte davon.

Fred Bronnen blickte ihr leicht belustigt nach und übersah so den neuerlichen forschenden Blick, mit dem ihn Miß Blank prüfte.

8. Kapitel.

Als sich der Zimmerkellner des zweiten Stockes des Palace-Hotels in Dünkirchen bezüglich des Gabelfrühstücks nach den Wünschen des Gastes auf Zimmer Nr. 94 erkundigen wollte, fand er den Gast mitten im Zimmer ausgestreckt in einer Blutlache liegen.

Der Kellner schlug sogleich Lärm. Der Direktor, der Geschäftsführer und ein Arzt, der gerade im Hotel abgestiegen war, erschienen hinter dem Kellner im Zimmer. Die Tür wurde sorgfältig hinter ihnen geschlossen.

Der Arzt warf nur einen flüchtigen Blick auf den leblos am Boden Liegenden.

„Der Herr lebt noch — — rasch die Kriminalpolizei — — wir dürfen hier vorher nichts anrühren!"

Der Geschäftsführer eilte davon. Der Arzt fühlte den Puls des Verletzten. Er wurde bedenklich.

„Höchste Gefahr!"

„Tödlich?" fragte besorgt der Direktor des Hotels, der für den Ruf seines Hauses fürchtete.

Der Arzt nickte.

„Erschossen? — Selbst?" forschte der Hoteldirektor mit unbehaglichem Stirnrunzeln.

Da regte sich der Verletzte. Er öffnete den Mund. Sein Gesicht verzog sich im Schmerz. Der weißgraue Bart zitterte.

Der Arzt beugte sich näher zum Ohr des Röchelnden und vernahm mühsam die deutschen Worte:

„Erschossen — — beraubt — — Mann mit Larve vorm Gesicht — — groß — — kann nur Fred Bronnen gewesen sein. — — Wollte abreisen — — Bronnen — — Kanal schwimmen — — aussichtslos ohne das Geld — —"

Der Verletzte stöhnte schwer und lallte unverständlich weiter. In seinen abgerissenen Sätzen kamen immer wieder die Worte „Abreise", „Geld", „Fred Bronnen" vor.

(Fortsetzung folgt.)

Denkst du an den Hunger der Vögel?



Die lustige Welt

Wahres Geschichtchen.

Doktor Laurant, der um 1835 an der Gelehrtenschule des Johanneums in Hamburg unterrichtete, bemerkte einst in einer Stunde, daß ein Schüler lachte.

„Warum lachen Sie?"

„Nicht über Sie, Herr Doktor!"

„Was wäre denn sonst hier Lächerliches?" fh.

Nach Ihnen, bitte.

Skizze von

Hermann Wagner.

(Nachdruck verboten.)

Karl war ein guter Mensch. Aber er war wohl zu gut. Er war ein höflicher Mensch. Aber er war wohl zu höflich. Karl gehörte zu jenen Leuten, die da glauben, allen anderen immer den Vortritt lassen zu müssen. Seine stereotype Redensart, nach der er auch handelte, war: „Bitte sehr, nach Ihnen!"

Wie er sich absolut und in keiner Weise vordrängte, das bewies er schon bei seiner Geburt. Er hätte nämlich ebensogut schon eine volle Stunde früher da sein können. Aber so etwas erschien ihm taktlos.

„Man soll Damen stets den Vortritt lassen", sagte er zu sich. Und dementsprechend handelte er auch. Er ließ seine Zwillingsschwester zuerst das Licht der Welt erblicken. Dann erst kam er selbst.

Während seine Schwester aus Leibeskräften brüllte, verhielt er sich still und bescheiden, wie es sich für einen jungen Mann, der Lebensart hat, ziemt.

So blieb er auch. Den Hochmut, auf irgendeinem Gebiete der erste zu sein, wies er weit von sich.

In der Schule lernte Karl recht gut, doch bemühte er sich nicht ohne Erfolg, das zu verbergen. Es war ihm peinlich, etwas zu wissen, was andere nicht wußten, und es beruhigte ihn deshalb, daß man ihn auf die letzte Bank setzte, weil er dort in keiner Weise Gefahr lief, aufzufallen.

Er war schon als Schüler der Takt und die Zurückhaltung in Person. Man hörte und sah ihn fast gar nicht. Als er das Abgangszeugnis erhielt, hatte er wahrhaftig keine Veranlassung, sich mit ihm zu brüsten. Das wollte er ja auch nicht. Er war eine diskrete, leise, in sich gekehrte Natur, der jeglicher Ehrgeiz, zu glänzen, fern lag.

So reifte Karl zu einem jungen Mann heran, der im Theater dieses Lebens nur einen bescheidenen Stehplatz für sich begehrte. War das Theater ausverkauft oder drängten sich andere Leute zur Kasse, die irgendeine Premiere nicht verpassen wollten, dann trat er, höflich den Hut lüftend, gern zurück und flüsterte mit einem schüchternen Lächeln sein stereotypes: „Nach Ihnen, bitte!"

Er dachte bei sich: „Es hat ja Zeit!", und tröstete sich, wenn er einer Erstaufführung nicht beiwohnen konnte, mit dem Gedanken, daß das Stück wohl noch eine zweite und dritte Aufführung erleben würde.

Doch nicht alle Aufführungen wurden wiederholt, und er verpaßte auf diese Weise so manches Lust-, aber auch so manches Trauerspiel. Er war ein Mann, der sich stets Zeit ließ und den man aus diesem Grunde nicht recht ernst nahm. Aber er machte trotzdem noch sein Glück, und zwar auf einem Gebiete, auf dem man es ihm am wenigsten zugetraut hätte, nämlich in der Liebe.

Sie hieß Elfriede, und er liebte sie mit ganzer Seele. Er glaubte eine Zeitlang, daß er sich umbringen würde, wenn sie ihn verschmähte. Aber sie dachte nicht daran. Es war alles schon so weit, daß man sich verloben wollte.

Da kam ein anderer. Einer von denen, die nicht gut und höflich sind, sondern selbstsüchtig, ungestüm und herrisch.

Karl erschrak, als er ihn sah, und einen Augenblick lang war ihm zumute, als ob er sich wehren müsse. Doch siegten in ihm auch diesmal Bescheidenheit und Takt.

„Bitte nach Ihnen!" sagte er, indem er den sich ungestüm vordrängenden Nebenbuhler mit einer höflichen Geste an sich vorbei ließ.

Das Herz war ihm sehr schwer . . .

Trotzdem, er überstand es. Er lebte still und bescheiden weiter und wartete, bis die Reihe endlich auch an ihn käme.

Und eines Tages war es so weit. Elfriede, nach erfolgter Scheidung, war endlich frei. Da wagte er sich wieder vor und klopfte behutsam an.

Elfriede rief: „Herein!"

Er trat herein und sah sich vorsichtshalber noch um, ob nicht wieder ein anderer da wäre, dem er den Vortritt lassen mußte.

Er war der einzige. Niemand machte ihm die geliebte Frau mehr streitig!

Woraus man ersehen kann, daß man im Leben sein Ziel auch dann erreicht, wenn man bescheiden, gut und höflich allezeit nach der Devise lebt und handelt:

„Nach Ihnen, bitte!"

Boshaft.

„Draußen ist ein Bettler, Willy, ich will ihm etwas Suppe geben."

„Recht so, dann kommt er wenigstens nicht wieder."

Bestechung.

Fritzchen: „Unser Frosch sitzt unten im Wetterglas, unsere Landpartie wird verregnen."

Kätchen: „Gib ihm 'ne Fliege, vielleicht kommt er dann nach oben!" W. R.



Wie man's macht, macht man's falsch.

„Ich bitte dich, Egon, sei in der Oeffentlichkeit nicht allzu freundlich zu mir, sonst denken die Leute, ich bin gar nicht deine Frau."

Ein netter Zustand.

„Haben Sie das Radeln denn jetzt ganz aufgegeben?"

„Ja, vollständig! Das Radeln hängt mir förmlich zum Halse heraus, dafür geht mir aber ein Motorrad im Kopfe herum!" W. R.



Der blinde Bettler.

„Wie lange ist dein Vater blind?"

„Von morgens achte bis nachmittags um fünfe."

Der eiserne Besen.

Die Frau Reichstagsabgeordnete kommt aus einer Parteiversammlung nach Hause:

„Jetzt ist Schluß mit der Schweinewirtschaft! Wir werden mit eisernem Besen das Land ausfegen!"

Demütig macht der Gatte einen Vorschlag:

„Wie wäre es, wenn du mit dem Wohnzimmer anfingst?" K. M.



Beim Arzt.

„Gurgeln ist die Hauptsache, alter Freund, Gurgeln tötet die Bazillen."

„Is scho recht, Herr Doktor, aber wie bringt man die Bazillen zum Gurgeln?"

Ja, die Flurgarderobe.

„Was hamm Sie 'n da for 'ne Beule?"

„Ach, ick ha mir an meine Flurjardrobe jestoßen."

„Kenn ick, kenn ick, ich ha nämlich ooch so 'ne Flurjardrobe. Immer, wenn ick abends ma ein bißken später aus dem Wirtshaus komme, steht se in Strümpen an der Treppe un empfängt mir mit dem Ausklopper." K. M.



Milderungsgrund.

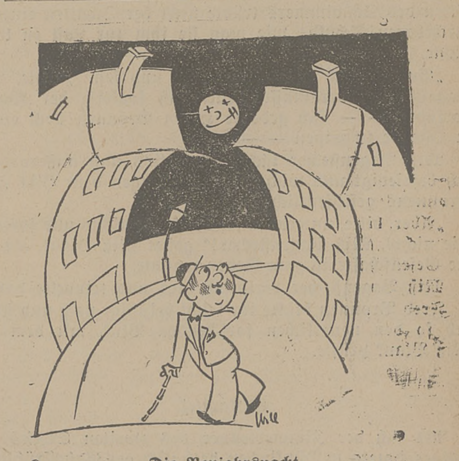
„Sie sollen mit einer vollen Flasche Bier nach dem Zeugen geworfen haben?" fragt der Richter.

„Bestreite ich nicht, aber es war sehr leichtes Bier."

Die Dame im Flugzeug.

Eine bekannte Fliegerin wird gefragt, ob sie gar keine Angst habe, mit dem als Don Juan bekannten Piloten M. allein in die Luft zu fliegen.

„Oh, nicht im geringsten", erwiderte sie lachend. So wie er mir zunahetreten sollte, laß ich mich sofort im Fallschirm 'runter." Jgl.



Die Neujahrsnacht.

„Straße, wie wunderlich — — — —"

Herausgeber: Alfred Jonas, Bielsko. — Eigentümer und Verleger: C. L. Mayerweg, Bielsko.
Druck: Johann & Carl Handel, Bielsko. — Verantwortl. Redakteur: Anton Stafinski, Bielsko.